



2 | 2021
50. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, ARBEIT UND WOHNUNGSBAU



In Farbe getauchtes Licht schimmert durch die Dickglasstücke des Außenbaus der Trinitatiskirche in Mannheim. Foto: Thomas Ott, Mühlthal.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

2/2021 50. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Redaktionsausschuss:

Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Daniel Keller, Sabine Kuban, Dr. Melanie Mertens, Dr. Oliver Nelle, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier, Dr. Yvonne Tafelmaier
Produktion:

Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Annine Fuchs
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 30 000



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 77 Editorial
- 78 Weder „süß“ noch ein „Löchle“
Das Café „Süßes Löchle“ in Lahr erhält den Denkmalschutzpreis 2020
Monika Loddenkemper
- 83 „Im Spannungsfeld zwischen Denkmalschutz und Stadtentwicklung“?
Denkmalschutzpreis 2020 für die Nutzungsintensivierung des Salzstadels in Biberach
Janine Butenuth/Martina Goerlich
- 89 Nach drohendem Abriss wiederbelebt
Das spätmittelalterliche Gebäude Ochsengasse 13 in Bad Mergentheim
Judith Breuer
- 94 Unterstützung für die Sorgenkinder
Das Sonderförderprogramm „Instandsetzung leerstehender Kulturdenkmale in dörflichen und kleinstädtischen Ortskernen“
Bianka Hinsberger/Daniel Keller/
Eva-Maria Krauß-Jünemann/Karsten Preßler/
Ulrike Schubart
- 100 Spuren in Wald und Feld
Altwege in Baden-Württemberg
Dieter Müller
- 106 Dendrochronologie und Archivrecherchen im Gleichklang
Untersuchungen am neuzeitlichen Bohlenweg bei Schorndorf-Oberberken
Sebastian Million/Aline Kottmann/
Roland Bugge
- 113 Zwischen Bewahren und Nutzen
Historische Wasserbauten in Baden-Württemberg
Andreas Haasis-Berner/Lutz Dietrich Herbst/
Werner Konold
- 120 Archäologie rund um den Wunnenstein bei Großbottwar
Ein Forschungsprojekt mit Ehrenamtlichen und Freiwilligen im Landkreis Ludwigsburg
Annkatrin Benz/André Spatzier
- 126 Häuser, Palisaden – und „Gärten“?
– vor über 5000 Jahren
Das neolithische Dorf Überlingen-Osthafen
Joachim Königer/Sabine Hagmann/
Tanja Märkle/Elena Marinova/Oliver Nelle
- 132 Vom Gänseblümchen bis zur Trägerrakete
Bewegliche Kulturdenkmale und Zubehör
Dieter Büchner
- 139 Licht als Baustoff
Die Trinitatiskirche in Mannheim
Melanie Mertens
- 145 Ortstermin
Früher stemmte man hier Getreidesäcke, heute Gewichte
Die Umnutzung des Raiffeisenkornspeichers in Bühl (Landkreis Rastatt)
Tina Frühauf
- 147 Denkmalporträt
„Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird das Leben gewonnen sein!“
Der Gedenkstein des Ulanenregiments an der Ludwigsburger Friedenskirche
Renato Ribeiro/Amelie Schwarzer
- 149 Mitteilungen
- 150 Neuerscheinungen
- 151 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen, bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
Denkmalpflege ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, der die Denkmaleigentümerinnen und Denkmaleigentümer im besonderen Maße nachkommen. So ist vor allem ihrem ideellen und, oft beträchtlichem finanziellen Einsatz zu verdanken, dass Kulturdenkmale für die Zukunft erhalten werden. Sie tragen so nicht nur dazu bei, die Gebäude zu retten, zu modernisieren und einer Nutzung zuzuführen, sondern auch die historische Aussagekraft der Häuser durch sorgfältige handwerkliche und restauratorische Arbeiten in höchstem Maße zu erhalten und anschaulich zu überliefern. Bei diesem vorbildhaften Engagement unterstützt sie die Landesdenkmalpflege nach Kräften mit Beratung und Förderung. Im engen Austausch werden so immer wieder Lösungen gefunden, die allen Interessen entgegenkommen und nicht nur die Denkmallandschaft, sondern auch das Spektrum architektonischer Wege beim Bauen im Bestand bereichern. Immer wieder finden sich darunter besonders herausragende Beispiele, die durch den von der Wüstenrot Stiftung geförderten Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg besonders gewürdigt werden. Alle zwei Jahre wird er vom Schwäbischen Heimatbund und dem Landesverein Badische Heimat ausgeschrieben, so auch für das Jahr 2020.

Die der Prämierung zugrundeliegenden Bewertungskriterien sind nahezu deckungsgleich mit den konservatorischen Anforderungen an eine denkmalverträgliche Nutzung und den Umgang mit Substanz und Erscheinungsbild. Zusätzlich werden die Gestaltqualität einschließlich neuer Teile und vor allem das Engagement der Eigentümerinnen und Eigentümer sowie ihr vorbildhaftes Vorgehen bei der Sanierung und Umnutzung ihres historisch bedeutsamen Hauses durch den Preis gewürdigt. Darüber hinaus ist die Auszeichnung mit Urkunden für die Eigentümerinnen und Eigentümer, die beteiligten Architektinnen und Architekten sowie Restauratorinnen und Restauratoren verbunden. Von den 88 Bewerbenden für den Denkmalschutzpreis 2020 wurden nach entsprechendem Auswahlverfahren 11 Objekte in die engere Wahl genommen und, selbstverständlich unter Einhaltung der Coronaschutz-Bestimmungen, besichtigt. Fünf davon wurden von der fachkundigen Jury, in der auch die Landesdenkmalpflege vertreten ist, als Preisträgerinnen und Preisträger auserkoren.

Über die Ergebnisse der beiden letzten Auslobungen und ihre Projekte wurde jeweils in den Ausgaben 2/2017 und 2/2019 dieser Zeitschrift berichtet. Im Jahr 2020 reicht die Auswahl der preisgekrönten Objekte vom mächtigen reichsstädtischen Steinbau



in Biberach bis hin zum äußerlich unscheinbaren Café in Lahr. Sie werden von den an den Maßnahmen beteiligten Gebietsreferentinnen und Gebietsreferenten der Landesdenkmalpflege in diesem Heft vorgestellt. Das prämierte Weingärtnerhaus in Sipplingen, das übrigens auch durch das Sonderförderprogramm für leerstehende Kulturdenkmale in dörflichen und kleinstädtischen Ortskernen gefördert wurde, ist den Leserinnen und Lesern bereits durch den ausführlichen Beitrag in Heft 3/2020 bekannt. Auch der Instandsetzung des ehemals multifunktional als Molkerei, Wirtshaus und Krämerladen genutzten preisgekrönten Gebäudes in Kupferzell kamen Landesmittel aus dem „Leerstandsprogramm“ zugute. Nähere Ausführungen zu diesem Projekt finden Sie im Artikel über dieses Sonderförderprogramm im vorliegenden Heft, in dem in ausführlicheren Beiträgen auch die übrigen drei Preisträger in Biberach, Lahr und Bad Mergentheim gewürdigt werden. Bei der Instandsetzung des spätmittelalterlichen Fachwerkhäuses in Bad Mergentheim und des Cafés „Süßes Löchle“ in Lahr konnten Mittel aus der Städtebauförderung, beim ehemaligen Salzstadel von 1510 in Biberach städtische Zuschüsse bereitgestellt werden. Durch die Auszeichnung „Effizienzpreis Bauen und Modernisieren“ des Umweltministeriums demonstriert der zu Wohn- und gewerblichen Zwecken umgenutzte Salzstadel einmal mehr, dass Denkmalpflege auch für Nachhaltigkeit steht. Es bleibt zu hoffen, dass die prämierten Beispiele gelungener denkmalpflegerischer Arbeit und architektonischer Leistung künftigen Bauherinnen und Bauherren sowie Planenden als Vorbild und Ansporn dienen.

Prof. Dr. Claus Wolf

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart



Weder „süß“ noch ein „Löchle“ Das Café „Süßes Löchle“ in Lahr erhält den Denkmalschutzpreis 2020

Eher unscheinbar in die Häuserflucht der Friedrichstraße in Lahr eingebunden, so präsentiert sich das zweigeschossige traufständige Gebäude mit Satteldach und Schaufenster im Erdgeschoss (Abb. 1). Doch verbirgt sich hier ein weit über Lahr hinaus bekanntes Café und eine spannende Haus-, Betriebs- und Ortsgeschichte. Ins Denkmalsbuch eingetragen, gerettet, trotz Turbulenzen durch drohende Zwangsversteigerung und fraglichen Fortbestand des Cafébetriebs, erfährt der kontinuierliche Einsatz von Eigentümern und vielen Engagierten in Lahr mit dem Denkmalschutzpreis Baden-Württembergs 2020 eine angemessene Wertschätzung.

Monika Loddenkemper

Bau- und Hausgeschichte

Als einfaches und gut erhaltenes zweigeschossiges Gebäude, das die frühere Bebauung der Friedrichstraße Lahrs erkennen lässt, wird das vierachsige Haus in den Inventarisationsunterlagen der Denkmalpflege aus den 1970er Jahren bezeichnet.

1 Die Straßenfassade zur Friedrichstraße.



Errichtet im 18. Jahrhundert als Handwerkerhaus mit massivem Erd- und Fachwerkobergeschoss, betrieb Eugen Hildebrand hier seit 1887 eine Konditorei und Feinbäckerei. 1889 erfolgte rückblickend betrachtet die wichtige Eröffnung des Cafés beziehungsweise Gastraums. Erst im Jahr 1891 erwarb Hildebrand das Anwesen. Vermutlich im Zusammenhang mit der Einrichtung eines Caféraumes mit Wein- und Likörausschank steht neben Umbauten im Erdgeschoss vom Haupthaus auch der Bau von Rückgebäude mit Back- und Richtstube. 1919 reichte sein Sohn Karl ein Baugesuch für Umbau, Aufwertung der Straßenfassade und Aufstockung des Baus um ein Geschoss durch die Lahrer Architekten Meurer und Ruck ein, das aber nicht umgesetzt wurde. Der letzte große Umbau zwei Jahre später – also 1921 – im Stil des Art-Déco prägt bis heute Café und Backstube (Abb. 4).

Konditorei und Café mit Ausstattung

Alles andere als unscheinbar präsentiert sich das Innere beider Gebäude. Es ist geradezu unglaublich, was sich alles bis heute erhalten hat: Der Verkaufsraum im Hauptgebäude zur Straße beeindruckt durch die geschlossen überlieferte Ausstattung aus der Zeit zwischen 1890 und 1921 (Abb. 2; 3). Zunächst fallen ein imposanter Vitrinenschrank aus Kirschbaumholz mit ausziehbaren Arbeitsbrettern und eine Registrierkasse aus Messing von etwa 1910 auf (Abb. 8). Die schlichte Glas- und Metallkonstruktion der Theke selbst weist zudem noch die historischen Ablagemöglichkeiten für Glasdosens zur Aufbewahrung von kleinen Köstlichkeiten auf. Hinter der Theke befinden sich Schränke mit Glaseinsätzen für Kekse und Bonbons.



2 Besonders imposant ist der aus Kirschholz gearbeitete Vitrinenschrank mit ausziehbaren Arbeitsbrettern. Das Buffet davor ist hingegen in schlichter Glas- und Metallkonstruktion gefertigt.

Das durch einen Glasabschluss vom Laden getrennte Café zeigt bleiverglaste Fenster mit Märchenmotiven, halbhohe Wandtäfer, viereckige Tische mit Marmorplatten, gepolsterte Stühle und Zweisitzerbänke sowie eine Anrichte samt Schubladen und Holzplatte. Die Wände zieren Ölbilder regionaler Motive des Lahrer Malers Wilhelm Wickertshheimer (1886–1968). Die Treppe zum Obergeschoss des Hauptgebäudes ist ebenso überliefert wie Stuck, Türen und Fenster des 19. Jahrhunderts, ein kleiner Kachelofen mit blauen Kacheln und das ausgebaute Mansardzimmer im Dachgeschoss (Abb. 9; 10); vormals für die Konditoren. Doch damit längst noch nicht genug.

Im Rückgebäude präsentiert sich ein umfassender Einblick in Leben und Arbeiten des Bäcker- und Konditormeisters und dessen Gehilfen mit zugehöriger Technik und Geräten vom beginnenden bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts: In der Back- und Richtstube des Erdgeschosses sind ein gemauerter Backofen aus der Zeit um 1900 und ein Elektrobackofen von 1942 zu bewundern (Abb. 6). Darüber hinaus ein Transmissionsantrieb für eine Rührmaschine, eine Mahl- und eine Knetmaschine sowie Arbeitstische mit Schubladen (Abb. 7; S. 78 oben), Gerätschaften und Geschirr zur Herstellung und Aufbewahrung von Konfekt und Keksen. Wellhölzer in einem Ständer sind ebenso darunter wie Rührschüsseln, Siebe, Ausstecher, Tüllen, Schneebesen, Bleche, Backformen und vieles mehr. Selbst alte Geschäftsbücher haben sich erhalten. Oberhalb der Backstube gibt es noch einen Schlafraum, wohl vom Beginn des 20. Jahrhunderts.

Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Bestand gefährdet

Dieser reichhaltige bauliche Bestand mit Ausstattung und Zubehör aus unterschiedlichen Bau- und Modernisierungsphasen vom 18. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bewog die Landesdenkmalpflege 2005 dazu, das Objekt mitsamt der festen und beweglichen Innenausstattung als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung gemäß §12 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes ins Denkmalbuch

3 Bis heute beeindruckt der Verkaufsraum mit Theke durch die geschlossenen überlieferte Ausstattung aus den Jahren 1890 bis 1921.



4 Der Stil des Art-Déco prägt bis heute die Ausstattung des Cafés.



5 Im Rahmen der Sanierung von 2017 bis 2018 erfolgte eine Aufwertung des Abstell- und Müllplatzes zu einer zusätzlichen Bewirtungsmöglichkeit.



einzutragen. Aufmerksam gemacht worden war die Inventarisierung der Denkmalpflege durch Cafébesucher selbst, die diesen einzigartigen Schatz erkannt hatten. Schon zwei Jahre vorher, im Jahr 2003, hatte sich eine Aktiengesellschaft aus über 100 engagierten Lahrer Bürgern gegründet. Die

Mitglieder erwarben den Gebäudekomplex und verhinderten somit die Zwangsversteigerung; mit dem Ziel, gemeinsam die Institution Süßes Löchle zu bewahren: Die ehemalige Backstube im Hinterhaus wurde mit viel Liebe zum Detail als kleines Museum eingerichtet, kleinere Veranstaltungen wurden organisiert und durchgeführt und selbstverständlich der Cafébetrieb mit feinen Köstlichkeiten fortgeführt. Im Laufe der folgenden zwölf Jahre sollte sich jedoch immer deutlicher zeigen, dass es einen erheblichen Sanierungsstau in den Gebäuden sowie Mängel in den Bereichen Brandschutz, Rettungswege und Gesundheitspolizei gab. Es wurde immer deutlicher, dass die Idee, diesen Schatz in Lahr mit vereinten Kräften in die Zukunft zu führen, ohne grundlegende Sanierungsmaßnahmen mit enormem finanziellen Einsatz nicht umsetzbar sein würde.

Sanierung 2017 bis 2018

2017 schließlich veräußerte die gemeinnützige Aktiengesellschaft das Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung mit besonderem Sanierungsstau. Wiederum einer glücklichen Fügung ist es zu verdanken, dass das Unternehmerehepaar Adelheid und Roland Wagner aus Lahr das Ensemble erwarb. Die jahrelangen Stammgäste des Cafés hatten zufälligerweise von dem beabsichtigten Verkauf und damit vermutlich verbundenem Ende des Cafés und Ensembles Süßes Löchle erfahren. Rasch entschlossen sie sich zum Kauf. Die neuen Eigentümer – Adelheid Wagner war gelernte Hauswirtschafterin und besaß damit ein besonderes Gespür



6 Auch die Backstube ist bis heute in ihrem Zustand von um 1900 erhalten. Der Elektrobackofen links kam 1942 dazu.

für dieses vielfältige Ensemble – hatten die Absicht, alles so zu belassen, wie es war, nur die Mängel zu beseitigen und den Sanierungstau zu beheben. Doch schon bald wurde ihnen klar, dass sie für die erforderlichen Maßnahmen ein Konzept, einen Planer mit Erfahrung im Umgang mit Altbauten und Abstimmungen mit den Denkmalbehörden dringend benötigten. Die Umsetzung sollte so zurückhaltend und behutsam erfolgen, dass vom wertvollen Bestand und vom Charme des Objekts nichts verloren ging. Die Baumaßnahmen mit den teils erforderlichen Ergänzungen sollten sich dem historischen Gebäude samt Ausstattung unterordnen. Das Konzept sah vor, dass die vormaligen Wohnräume des Obergeschosses teils die Küche aufnehmen und teils für das Café beziehungsweise zu Ausstellungszwecken genutzt werden sollten. Um das realisieren zu können, war ein breiterer Durchgang zwischen Küche und Wohnzimmer

in der vormaligen Wohnung erforderlich. Die historische Grundrisstruktur blieb ablesbar, weil zu beiden Seiten Mauerzungen und der Unterzug zur Decke erhalten wurden. Zudem waren unter anderem eine neue Heizungsanlage und ein zweiter Rettungsweg erforderlich, um verschiedene Anforderungen des Brandschutzes zu erfüllen. Auch die Toiletten wurden neugestaltet. Im Innenhof ist eine Aufwertung des Abstell- und Müllplatzes zu einer zusätzlichen Bewirtungsmöglichkeit erfolgt (Abb. 5). Die Baumaßnahme wurde durch einen denkmal erfahrenen Kehler Planer und Bauleiter begleitet. Im Vorfeld führte man zudem eine restauratorische Untersuchung der Oberflächen durch. In enger Abstimmung zwischen Bauherrschaft, Planer, Restaurator und Denkmalbehörden ist auf dieser Grundlage die beste Lösung im Sinne des Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung entwickelt und anschließend umgesetzt worden.



7 Neben dem Ofen gehören auch eine mit Transmissionsantrieb versehene Rührmaschine und historische Konditorutensilien zur Backstube.

8 Die Registrierkasse von um 1910 ist aus Messing gefertigt.

9–10 Im Obergeschoss liegt der Blaue Salon. Im Flur des Obergeschosses steht unter anderem dieser Kachelofen.



Die vergleichsweise wenigen erforderlichen Neuerungen und Ergänzungen – im Wesentlichen im Bereich von Technik und Sanitär – ordnen sich auf überzeugende Art und Weise dem umfassenden, vielfältigen und hochwertigen historischen Bestand unter.

Nicht „Süß“, nicht „Loch“

Es ist nicht bekannt, wieso die Bauten in der Friedrichstraße 14 von Lahr als „Süßes Löchle“ bezeichnet wurden. Vielleicht ist der Begriff „süß“ mit den Süßwaren der Konditorei und Bäckerei verbunden gewesen. Die Begrifflichkeit „Löchle“ könnte daher rühren, dass sich das Gebäude weit in den Hof hinein erstreckt und relativ schmal ist. Dass diese Bezeichnung erstmals auf einer Postkarte aus dem Jahr 1901 auftauchte, ist indes gesichert: „Conditorei und Café z. süßen Löchle“ heißt es dort. Zusammenfassend kann man die Geschichte des Gebäudeensembles aus heutiger Perspektive wohl eher als „turbulent und engagiert“ bezeichnen denn als „süß“. Ein ganzer „Berg“, ja ein „Schatz“ an Zeugnissen zur Orts-, Konditoreigeschichte, handwerklichen Traditionen und zur Kaffeekultur ist hier auf engstem Raum versammelt und erfahrbar gemacht, ein nicht vorhandenes „Loch“ scheint mehr als gestopft worden zu sein. Weit über Lahr hinaus gilt das Café mit den zugehörigen Räumlichkeiten samt Interieur als Institution, eine wertvolle Nische im Lahrer Stadtleben konnte bewahrt und verstetigt werden.

Für die Denkmalpflege ist das einer der seltenen Glücksfälle: Aufmerksam gemacht wurde sie durch interessierte und aktive Bürger. Deren Grundanliegen war es, den umfassenden und einzigar-

tigen Bestand zu bewahren und weiter zu tradieren. Dies gelang dank der Mitglieder der Aktiengesellschaft weit über zehn Jahre und schließlich durch eine solide vorbereitete und qualitativ umgesetzte umfassende Sanierung durch die neuen Eigentümer Adelheid und Roland Wagner. Das Ergebnis nach jahrzehntelangen Anstrengungen um das „Süße Löchle“ ist weit mehr als erfreulich, nämlich als vorbildlich zu bezeichnen. Dank des Einsatzes der Bauherrschaft und der konstruktiven Zusammenarbeit aller Beteiligten erfährt das ausgetüftelte und maßgeschneiderte Nutzungskonzept, der überaus umsichtige und behutsame Umgang mit dem Gebäudekomplex und schließlich der umfassende Erhalt der einzigartigen Originalsubstanz mit der festen und beweglichen Ausstattung aus den verschiedenen Zeiten völlig zu recht eine Würdigung durch den Denkmalschutzpreis.

Literatur und Quellen

Klaus Ohnmacht: Chronik des Café „Süßes Löchle“ 2017, ergänzt 2019, unveröffentlicht, Lahr 2019.
 Adelheid Wagner: Ein Schatz für Lahr, „Das Leben danach“, Vortrag 08. 10. 2019 im Rahmen der Erzählreihe „Lahr erzählt“, unveröffentlicht, Lahr 2019.
 Bernhard Wink: Restauratorische Befundung Innen, unveröffentlicht, Offenburg/Zell-Weierbach 2017.
 Juliana Bauer: Café „Süßes Löchle“, Lahr 2014.

Monika Loddenkemper
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Freiburg

„Im Spannungsfeld zwischen Denkmalschutz und Stadtentwicklung“? Denkmalschutzpreis 2020 für die Nutzungsintensivierung des Salzstadels in Biberach

Die schmucken Wohn- und Geschäftshäuser am Marktplatz tragen wesentlich dazu bei, dass die Biberacher Altstadt überregional bekannt ist und nach Auffassung der Denkmalpflege die Qualität einer Gesamtanlage besitzt. Bei genauerem Hinsehen erkennt man jedoch, dass im 20. Jahrhundert fast alle Bauten am Marktplatz einen erheblichen Teil historischer Bausubstanz zugunsten von Nutzflächen für den Einzelhandel eingebüßt haben. Der verlustreiche Ausbau auch denkmalgeschützter Bestandsbauten bis zur Entkernung wird seit den 1970er Jahren regelmäßig als alternativlos für das Überleben der Innenstädte dargestellt. Aber ist das wirklich so? Gerade wegen seiner unmittelbaren Nachbarschaft zu den Ergebnissen vergangener Stadtentwicklung zeigt der Salzstadel in Biberach auf eindrückliche Weise, dass ein behutsamerer Umgang mit dem städtischen Kulturerbe möglich, wirtschaftlich vertretbar und sogar zukunftsweisend ist. Für den Umbau des Salzstadels 2017 bis 2019 erhielt das Bauunternehmen Matthäus Schmid GmbH & Co. KG 2020 den von Schwäbischem Heimatbund und dem Landesverein Badische Heimat gemeinsam mit der Wüstenrotstiftung vergebenen Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg.

Janine Butenuth/Martina Goerlich

Der markante, mit seinem Stufengiebeln hoch aufragende Salzstadel liegt unweit des ehemaligen Obertors an der auf die Römer zurückgehenden Handelsstraße vom Bodensee über Ravensburg, Biberach nach Ulm und weiter nach Augsburg. Hier vor dem westlichen Stadtausgang weitet sie sich platzartig zum Holzmarkt, der mit seiner qualität-

vollen Bebauung des 16. bis 19. Jahrhunderts das Entree zum großen Marktplatz mit seinen zahlreichen Geschäftshäusern bildet (Abb. 1). Salzstadel wurden im Zusammenhang mit dem Aufschwung des Salzhandels in Mittelalter und früher Neuzeit errichtet. Das herrschaftliche Privileg zur Lagerung und Zollerhebung verlieh der Kaiser an Städte und

1 Blick von der Anhöhe oberhalb der Biberacher Altstadt auf den Salzstadel am Holzmarkt mit Strölinschem Palais und Dinglinger-Haus.





2 Die Giebelseite des Salzstadels am Holzmarkt nach Instandsetzung und Umbau 2019.

Landesherrn, weshalb große Speicherbauten am Ort der Verteilung notwendig wurden. Biberach war im 13. Jahrhundert zur Reichsstadt aufgestiegen und ab dem 14. Jahrhundert durch die Produktion und den Handel mit Barchent reich geworden. Das so genannte Salzregal erhielt Biberach zu Beginn des 16. Jahrhunderts in einer Zeit großer wirtschaftlicher und politischer Blüte als drittgrößte Stadt Oberschwabens nach Ulm und Ravensburg. Den Bau des Salzstadels um 1510 übernahm das Hospital zum Heiligen Geist im Dienst der Stadt (Abb. 2).

Neue Nutzung für den Salzstadel?

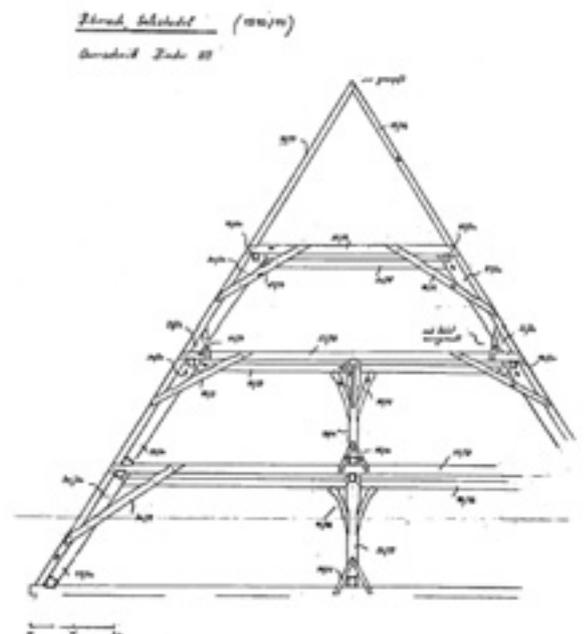
Seit 2010 versuchte die damalige Eigentümerin, den Salzstadel zu verkaufen. Wegen der hohen Bedeutung des Salzstadels für Stadtbild und Stadtgeschichte sah sich die Stadt Biberach verpflichtet, die Eigentümerin zu unterstützen, zumal sie als Ursachen für das mangelnde Kaufinteresse die im Vergleich zum Bauvolumen geringen Nutz- und Ladenflächen zu erkennen glaubte. Zur Verbesserung der Verkaufschancen wollte man möglichen Kaufinteressenten Perspektiven zum Ausbau aufzeigen können. Auf Anraten der Denkmalpflege gab die Eigentümerin gemeinsam mit der Stadt Biberach eine historische Bauaufnahme mit verformungsgerechtem Aufmaß für die Grundlagenermittlung in Auftrag. Der Salzstadel war schon

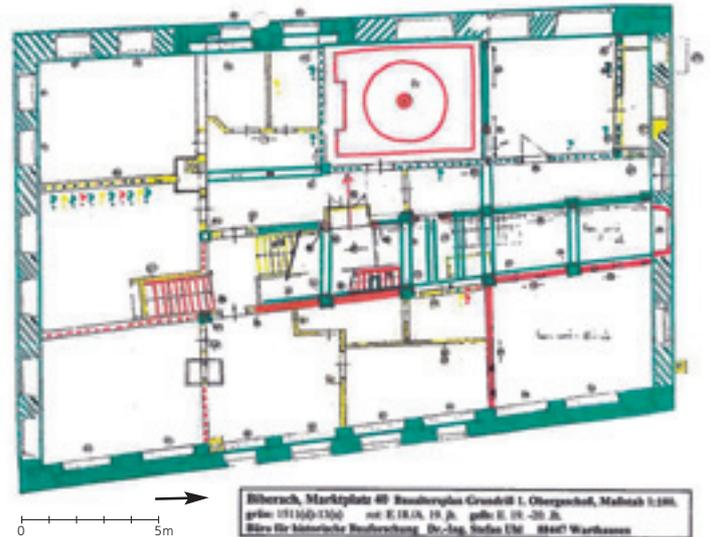
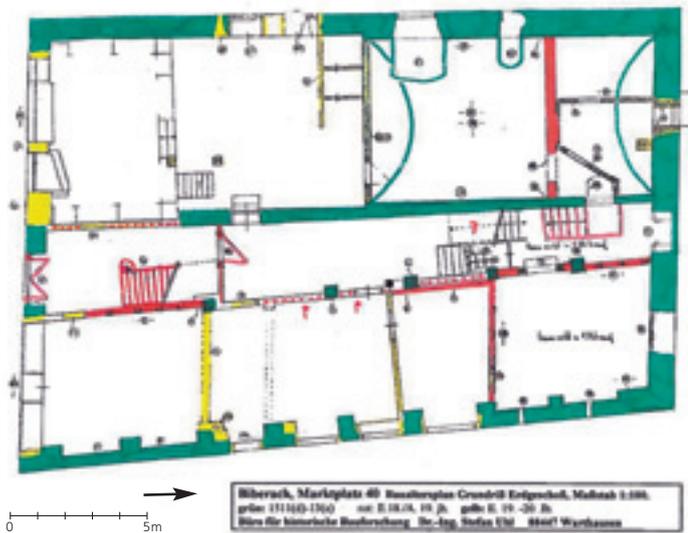
3 Querschnitt vom Dachwerk des Salzstadels, 1984 von Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer zeichnerisch erfasst und dendrochronologisch auf 1510 datiert.

in der Vergangenheit Gegenstand von Bauforschung: Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer hatten 1984 das beeindruckende Dachwerk mit seinen verblatteten Holzverbindungen dendrochronologisch auf 1510 datiert und zeichnerisch erfasst (Abb. 3). Die im Jahr 2013 vertiefte Bauforschung zeigte dann, dass im Prinzip zwei denkmalrelevante Phasen zu erkennen und in den Bauphasenplänen darzustellen sind: die Erbauungszeit um 1510 (grün) und die Veränderungen, die 300 Jahre später nach Verkauf und „Privatisierung“ des Salzstadels vorgenommen wurden (rot) (Abb. 4).

Zeugnis reichsstädtischer Größe ...

Wie die vergleichbaren, aber deutlich jüngeren Salzstadel in Ulm (1592) oder in Regensburg (1616–20) gibt das Biberacher Exemplar schon von außen seine Sonderfunktion als herrschaftliches Lagergebäude zu erkennen: ein stattlicher, mehrgeschossiger verputzter Massivbau auf trapezförmigem Grundriss mit einem beinahe 25 m hohen, steilen Satteldach und Stufengiebeln. Die Massivbauweise ist typisch für Salzstadel, denn die mächtigen Außenmauern mit nur kleinen, meist lukanartigen Öffnungen schützten vor Einbrüchen und vor eindringender Feuchtigkeit. Eine schmückende Architekturgliederung aus repräsentativen Gründen war bei der schieren Größe und Massivität dieser Bauten überflüssig. In Biberach wurde dafür umso mehr Wert darauf gelegt, innen, im Salzlager selbst, das für ungeheure Lasten ausgelegte Tragwerk seiner Bedeutung entsprechend aufwendig zu gestalten. Die ursprünglich offene Halle zum Lagern der Salzfüßer liegt im östlichen Schiff und nimmt mehr als die Hälfte der Grundfläche ein. Ihre weit gespannte Balkendecke liegt auf einem mächtigem Längsunterzug, der auf zwei Ge-





schosse hohen Holzstützen auf Steinsockeln ruht. Mit ihren großen manieristisch ausgebildeten Sattelhölzern und den Profilierungen an Kopf- und Fußenden scheinen sie antiken Säulen nachempfunden (Abb. 5). Mit diesen beeindruckenden Stützen korrespondieren die hohen Blendnischen im Ziegelmauerwerk der östlichen Außenwand. Die dicken Außenmauern hielten zudem den Weinkeller des Hospitals zum Heiligen Geist kühl, der ursprünglich das westliche Schiff des Erdgeschosses in ganzer Länge einnahm. Im Zwischengeschoss über dem Weinkeller befanden sich die Räume zur Abwicklung der Handels- und Zollgeschäfte. Im Geschoss darüber lag die Wohnung des Salzmeisters. Die Dachgeschosse nutzte das Hospital als Kornspeicher, weshalb der Straßengiebel bis heute drei übereinander liegende große Ladeluken mit Vorrichtungen für Aufzugskräne aufweist (vgl. Abb. 2).

... und bürgerlichen Lebens und Wirtschaftens

1808 verkaufte das Biberacher Hospital den Salzstadel aus Gründen der Kriegsschuldentilgung. Die damalige Umnutzung für zwei Wohneinheiten und der Einbau von Gewerbeflächen im Erdgeschoss prägen den Salzstadel seit über 200 Jahren. Die neuen Eigentümer spannten zwischen die hohen Stützen der Halle eine einfache Fachwerkwand mit Ziegelausfachung, wodurch sie einen Mittelflur mit barockem Treppenaufgang ins Obergeschoss sowie Laden- und Wirtschaftsräume ausbilden konnten (Abb. 6). In halber Höhe und in beinahe ganzer Länge der Halle zog man eine Balkendecke ein, um zusätzliche Nutzflächen zu gewinnen. Die Wohnungen in den Obergeschossen stattete man in spätbarockem Zeitgeschmack aus und brach in einigen Blendnischen neue Fensteröffnungen ein. Der Keller wurde auf die Eigentümer aufgeteilt. Im Erdgeschoss zogen

Gewerbe ein, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts Schaufenster zur Straße erhielten. Das mächtige Dach war bis 2017 nicht ausgebaut, sondern diente unter anderem einer Seilerei und einer Gerberei als Werkstatt-, Trocken und Lagerraum.

Machbarkeitsstudie und Konzeptfindung

Bauforschung und -dokumentation waren die Grundlage für eine Machbarkeitsstudie, die das Landesamt für Denkmalpflege im Herbst 2014 in Auftrag gab. Ziel der Studie war es, unter Respektierung der beiden als wesentlich erkannten Bauphasen des 16. und frühen 19. Jahrhunderts Wege für eine denkmalverträgliche und zugleich zeitgemäße Nutzung aufzuzeigen. Auf welche Weise konnten unter weitestgehendem Erhalt denkmalrelevanter Substanz die Nutzflächen erweitert und attraktive funktionelle Verkaufsräume für den Einzelhandel geschaffen werden? Die Herausforderung war groß, denn neben den im Verlauf der Jahr-

4 *Historische Bauaufnahme von Erdgeschoss und 1. Obergeschoss, Grün: Bauzeit um 1510, Rot: Umbauphase um 1800.*

5 *Mit ihren großen manieristisch ausgebildeten Sattelhölzern und den Profilierungen an Kopf- und Fußenden scheinen die zwei Geschosse hohen Holzstützen der einstigen Salzhalle antiken Säulen nachempfunden.*

6 *Zwischen die Holzstützen wurde um 1800 eine einfache Fachwerkwand gespannt. In dem zuletzt als Waschküche genutzten nordöstlichen Bereich des Erdgeschosses war die Situation ungestört erhalten.*





7 Im Bereich der bis zuletzt nach oben offenen Waschküche zeigen sich die Blendnischen noch in ganzer Höhe. Zusammen mit den mittelalterlichen Holzstützen, der niedrigen Geschossdecke und den Fachwerkeinbauten von 1800 machen sie Baugeschichte konkret erlebbar.

8 Im einstigen Weinkeller des Biberacher Spitals, ist das bauzeitliche Gewölbe in der nördlichen Hälfte überliefert. Ein Betongurt mit Zuschlagsstoffen ähnlich des bauzeitlichen Mörtels fängt den Übergang zum gestörten vorderen Keller statisch und gestalterisch auf. Der Geschossversprung wird mit Rutsche und Rampe überwunden.

hundert immer weiter unterteilten Grundrissstrukturen galt es auch, diverse Geschossversprünge mit der angestrebten Nutzung in Einklang zu bringen. Dem Vorhaben kam zugute, dass eine Architektin die Machbarkeitsstudie erstellte, die viel Erfahrung in der denkmalverträglichen Umnutzung und Instandsetzung von Kulturdenkmalen vorweisen konnte. Sie schlug vor, die bestehende Ladenfläche im Erdgeschoss in den ehemaligen Weinkeller und in die Wohnräume im ersten Obergeschoss zu erweitern und so unter Verzicht auf jüngere Trennwände größere Räumlichkeiten von besonderer Qualität zu erhalten. Auf diese Weise konnten Eingriffe in denkmalrelevante Substanz zwar nicht vermieden, aber wenigstens auf ein Minimum reduziert und die historische Anschaulichkeit beider Bauphasen bewahrt werden. Für die separate und barrierefreie Erschließung der Ladenflächen im ersten Obergeschoss und der Wohneinheiten im zweiten Obergeschoss empfahl sie, Treppenhaus und Aufzug in einen Anbau an der rückwärtigen Giebelseite auszulagern. Mit der Erhöhung um eine Ebene wären dann auch zusätzliche Wohnungen im ersten Dachgeschoss zu erschließen, deren bauliche Folgen in der Studie ebenfalls zu überprüfen und darzustellen waren.

Von der Idee zur baulichen Umsetzung

Die Machbarkeitsstudie hatte sichtbar gemacht, dass divergierende unternehmerische und denkmalpflegerische Ziele zusammengeführt werden können, weshalb sich die Eigentümer des Bauunternehmens Matthäus Schmid GmbH & Co. KG zum Kauf des Salzstadels entschlossen. Den Bestand von Bau und Ausstattung ließen sie 2017 vor Planungsbeginn umfassend in einem Raumbuch dokumentieren. Sie beauftragten die Autorin der Machbarkeitsstudie, für die Genehmigungsplanung die Variante mit dem Ausbau des ersten Dachgeschosses weiterzuverfolgen, und übertrug

gen ihr mit Baubeginn auch die Fachbauleitung Denkmalpflege. Die denkmalpflegerische Begleitung der Baumaßnahmen war eng, weil erst im Bauverlauf viele Punkte geklärt werden konnten: seien es Fragen der Erhaltungswürdigkeit von Bauteilen und Ausstattung, des Umgangs mit neu aufgedeckten Befunden oder Schäden, der Anpassung des denkmalpflegerischen Konzepts an Planungsänderungen aufgrund baurechtlicher Anforderungen und neuer Nutzungswünsche und nicht zuletzt zur Entwicklung einer denkmalgerechten Werkplanung.

Bilanz aus denkmalpflegerischer Sicht

Die beiden denkmalrelevanten Bauphasen des 16. und frühen 19. Jahrhunderts blieben weitgehend erhalten und sind auch nach der Instandsetzung noch ablesbar. Die zwei unteren Geschosse nutzt heute ein überregional bekannter Buchhändler. Das niedrige Erdgeschoss erzählt dem aufmerksamen Besucher, dass die Holzdecke nach Aufgabe des Salzlagers auch eingezogen wurde, um Räume für Werkstatt und Laden zu schaffen. Der Blick aus der rückwärtigen, seit jeher nach oben offenen Ladenzone hinauf zur neuen Galerie lässt den baulichen Zusammenhang von mittelalterlicher Salzlagerrhalle und barockem Wohnhaus besonders gut erkennen, weil man die hohen markanten Holzstützen und die Blendnischen hier gemeinsam mit den Fachwerkeinbauten von 1810 erfassen kann (Abb. 7). Das nur im rückwärtigen Bereich überlieferte Ziegelmauergewölbe des einstigen Weinkellers kommt trotz technischer Einbauten wirkungsvoll als bauzeitliches Element zur Geltung (Abb. 8). Die Holztreppe mit barockem Baluster führt an ihrer angestammten Position hinauf in die zweite Ebene des Buchladens, die mit dem außen liegenden Aufzug auch barrierefrei zu erreichen ist (Abb. 9). Erst im Bauverlauf wurde im Obergeschoss in der großen Stube in südwestlicher Eck-



lage die bauzeitliche Bohlenbalkendecke entdeckt, freigelegt und anschließend von Restauratoren gereinigt und restauriert (Abb. 10). Die historische Treppe ins zweite Obergeschoss blieb an alter Stelle erhalten und endet stumpf an der nutzungs- und brandschutzbedingt geschlossenen Geschossdecke. Die vier Wohneinheiten im zweiten Obergeschoss mit drei zur Straße liegenden und mit einfachen Stuckdecken ausgestatteten Salons wurden beibehalten. Auch wenn sich die Denkmalpflege den völligen Verzicht auf den Dachausbau gewünscht hätte, ist anzuerkennen, dass der Ausbau des ersten Dachgeschosses in Rücksicht auf die bedeutende historische Substanz ausgeführt wurde und die übrigen Dachgeschosse unangetastet blieben. Die Wohnungsgrundrisse im Dach wurden so angeordnet, dass die beeindruckende Stützenreihe von 1510 nicht in neue Wände einbezogen wurde, sondern frei davor steht (Abb. 11). Die Art der Belichtung der neuen Wohnräume im ersten Dachgeschoss wurde in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege entwickelt. Die Verglasung der historischen Fensteröffnungen an den Giebelseiten liegt innen vor den tiefen Laibungen, weshalb die Luken außen in gleicher Form wie bisher in Erscheinung treten (Abb. 12). Neue Schlepptüren mit nach außen zu öffnenden Fenstern und die bündig in die Dachhaut eingebauten Lamellenfenster liegen unter Erhalt des Windverbands innerhalb der Sparrenfelder. Der Übergang der neu gedämmten Dachflächen zu den nicht ausgebauten oberen Dachgeschossen konnte so quasi unsichtbar ausgeführt werden. Mit dem bereits in der Machbarkeitsstudie vorgeschlagenen Außenturm an der kaum einsehbaren Rückseite wurden schwerwiegende Eingriffe innerhalb des Baudenkmals für den zweiten baulichen Rettungsweg vermieden. Er reicht bis in das erste Dachgeschoss, ist aber selbst von der Anhöhe oberhalb der Altstadt nicht zu sehen (vgl. Abb. 1; 13). Mit dem Einbau einer Luft-Wasser-Wärmepumpe für die Heizan-



lage und einer Lüftungstechnik mit Wärmerückgewinnung hat der Salzstadel den Standard eines „KfW-Effizienzhauses Denkmal“ erreicht. Das Umweltministerium Baden-Württemberg sah darin einen beachtenswerten Beitrag zur Vereinbarung von Denkmalschutz und Klimaschutz und verlieh dem Salzstadel im Dezember 2020 den „Effizienzpreis Bauen und Modernisieren“ in Gold.

Denkmalschutz und Stadtentwicklung

Die Herangehensweise, nach umfassender Bestands- und Zustandsklärung mit einer Machbarkeitsstudie die Entwicklung eines denkmalgerechten Nutzungs- und Instandsetzungskonzepts anzugehen, wurde in Biberach erstmals bei einem denkmalgeschützten Wohn- und Geschäftshaus der Altstadt angewandt – was sich nach Ansicht der Stadt Biberach bewährt hat. Das Projekt war 2019 sogar Thema der Herbsttagung der Landesgruppe der Deutschen Akademie für Stadtentwicklung und Landesplanung (DASL), die auf Einladung des Baubürgermeisters Christian Kuhlmann unter dem Motto „Denkmalschutz und Stadtentwicklung – Chance und Herausforderung am Beispiel Marktplatz 40 – Salzstadel“ in Biberach stattfand. Stadt, Bauherr und Denkmalpflege hatten hier die Gelegenheit, den Teilnehmern ihre jeweilige Sichtweise und Zielsetzung vorzustellen

9 Die barocke Treppe führt an ihrem originalen Standort in das um 1800 in das Salzlager neu eingebaute Wohngeschoss.

10 Die bauzeitliche Bohlenbalkendecke wurde erst im Bauverlauf entdeckt. Ohne Bezug zu den schon in der Vergangenheit verlorenen Innenwänden erzählt sie als Relikt von der Bedeutung der großen Stube in Ecklage zum Holzmarkt, in der einst die Salzgeschäfte ihren Abschluss fanden.

11 Die Stützenreihe des stehenden Stuhls von 1510. Ihr Anblick ist den Bewohnern der Dachwohnungen in der östlichen Hälfte vorbehalten.



12 Die bauzeitliche Blockstufentreppe führt nicht mehr ins Dach, ist aber eine besondere, offensichtlich nützliche Zier. Die Fensteröffnungen und die große Ladeluke erhielten innen eine vorgesetzte Verglasung, weshalb die tiefen Lailungen wie bisher außen in Erscheinung treten.

13 Mit dem Außenturm an der kaum einsehbaren Rückseite für den zweiten baulichen Rettungsweg und die barrierefreie Erschließung konnten schwerwiegende Eingriffe innerhalb des Baudenkmal vermieden werden.



und Bilanz zu ziehen. Beim gemeinsamen Spaziergang durch die Altstadt wurden auch Wohn- und Geschäftshäuser thematisiert, die aufgrund ihrer Umnutzung zu mehrgeschossigen Ladenlokalen nicht nur historische Substanz, denkmalrelevante Ausstattung und historische Aussagekraft, sondern teilweise sogar ihre Denkmaleigenschaft verloren haben. Die durchaus kontrovers geführte Diskussion zeigte letztlich, dass die Binsenweisheit, nur ein genutztes Kulturdenkmal habe die Chance auf Erhalt, für die weitere Entwicklung eines Kulturdenkmals alleine wenig aussagt. Vielmehr müssen im Prozess der Annäherung an das Objekt weitere Fragen beantwortet werden: Was macht das jeweilige Denkmal aus? Welche Bestandteile tragen die Denkmaleigenschaft? Was trägt das Gebäude in seiner Geschichtlichkeit zur Attraktivität und zur Entwicklung der Altstadt bei? Wird das Denkmalwissen dahingehend vertieft, ist es in der Regel kein Problem, im Konsens und in Respekt gegenüber den denkmalkonstituierenden Bestandteilen des Objekts Anpassungen an heutige Nutzungsansprüche zu realisieren.

Zukunftsfähig: Geschichte zum Anfassen

Es ist zu hoffen, dass der Salzstadel bei zukünftigen Projekten der Integration von Einzelhandel in denkmalgeschützten Bestand Nachahmung findet. Der Energieeffizienzpreis und vor allem der Denkmalschutzpreis 2020 werden sicher dazu beitragen. Der Biberacher Salzstadel zeigt anschaulich, dass ein Kulturdenkmal in lukrativer Innenstadtlage nicht entkernt werden muss, um attraktiv zu sein. Im Gegenteil: wegen des sichtbaren Erhalts seiner historischen Bausubstanz kann der Salzstadel seine über 500-jährige Bau- und Nutzungsgeschichte innen und außen weitererzählen und gewinnt gerade daraus seine Anziehungskraft. Mit seiner „begreifbaren“ baulichen Überlieferung trägt er ganz konkret zum Narrativ und zur Erlebnisqualität der historischen Stadt Biberach bei. Dies als Chance erkannt und mit einem zukunftsfähigen

Konzept umgesetzt zu haben hat die Jury des Denkmalschutzpreises 2020 mit ihrer Preisvergabe gewürdigt.

Literatur und Quellen

Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg: Ehemaliger Salzstadel, Wohn- und Geschäftshaus Biberach, Prämierungsstufe Gold in der Kategorie Modernisierung im Denkmalschutz, Stuttgart. Pressemitteilung vom 9. Dezember 2020.
 Schwäbischer Heimatbund: Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2020. Pressemitteilung vom 3. Dezember 2020.
 Matthäus Schmid Bauunternehmen GmbH & Co. KG: Dossier zur Bewerbung um den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg, Mietingen-Baltringen 2019.
 Christian Kuhlmann, Baudezernat Biberach: Presseinformation zur Herbsttagung der Landesgruppe Baden-Württemberg der DASL vom 31. Dezember 2019.
 Herbert Eninger: Biberach, Marktplatz 40, Salzstadel, Bestands-, Schadens- und Maßnahmenbeschreibung von Teilbereichen der Innenräume, Juli 2018.
 Axel Griessmann: Der Salzstadel zu Biberach an der Riß, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach, 41. Jahrgang, Heft 2, 2018, S. 43–49.
 Stefan Uhl und Sigrid Sauter: Raumbuch mit restauratorischer Bestandsklärung, Warthausen 2017.
 Corinna Wagner: Machbarkeitsstudie zur denkmalgerechten Nutzung des Salzstadel in Biberach, Überlingen 2014.
 Stefan Uhl: Biberach, Marktplatz 40, Bauhistorische Untersuchung, Warthausen 2013.
 Burghard Lohrum und Hans Jürgen Bleyer: Salzstadel Biberach, Verformungsgerechtes Aufmaß und dendrochronologische Bestimmung des Dachwerks, Stuttgart 1984.

Janine Butenuth
Martina Goerlich
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Tübingen

Glossar

Barchent

Mischgewebe aus Baumwolle und Leinen mit einer glatten und einer rauen Seite.

Salzregal

Seit dem 12. Jahrhundert gehörte das Recht auf Salzgewinnung und -handel zu den königlichen Rechten. Ab dem 13. Jahrhundert ging dieses Recht durch Privilegienverleihung und Besteuerung zunehmend an Landesherren, aber auch an Städte über.

Nach drohendem Abriss wiederbelebt Das spätmittelalterliche Gebäude Ochsengasse 13 in Bad Mergentheim

Das Wohnhaus mit Durchfahrt in der südwestlichen Altstadt unweit des Rathauses von Bad Mergentheim wurde 1995 in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen. Mit seiner spätestens seit dem 19. Jahrhundert verputzten Fassade war das seit Jahrzehnten vernachlässigte und damals leerstehende Haus wenig ansprechend. Sein steiles Dach und Knaggen am Giebel verrieten aber sein mittelalterliches und damit seltenes Gefüge (Abb. 1; 2). Mehrere Jahre vom Abbruch bedroht, fand das Haus schließlich in einem Architekten einen Käufer. Sein Einsatz für die denkmalgerechte Erhaltung des Gebäudes brachte dem neuen Eigentümer einen der 2020 vergebenen Denkmalschutzpreise Baden-Württemberg ein.

Judith Breuer

Fünf Jahre vom Abbruch bedroht

Die westliche Altstadt mit dem Kulturdenkmal Ochsengasse 13 wurde im Jahr 2004 förmlich als Sanierungsgebiet ausgewiesen, was im Falle einer Instandsetzungsmaßnahme an einem Kulturdenk-

mal eine über den denkmalbedingten Mehraufwand hinausgehende Förderung möglich machte. Dennoch wurde im Herbst 2007 eine der Denkmalerhaltung zuwiderlaufende Bauvoranfrage vorgelegt. Eingereicht von einer Planungs-GmbH, sah diese den Abbruch der Häuser Ochsengasse 11

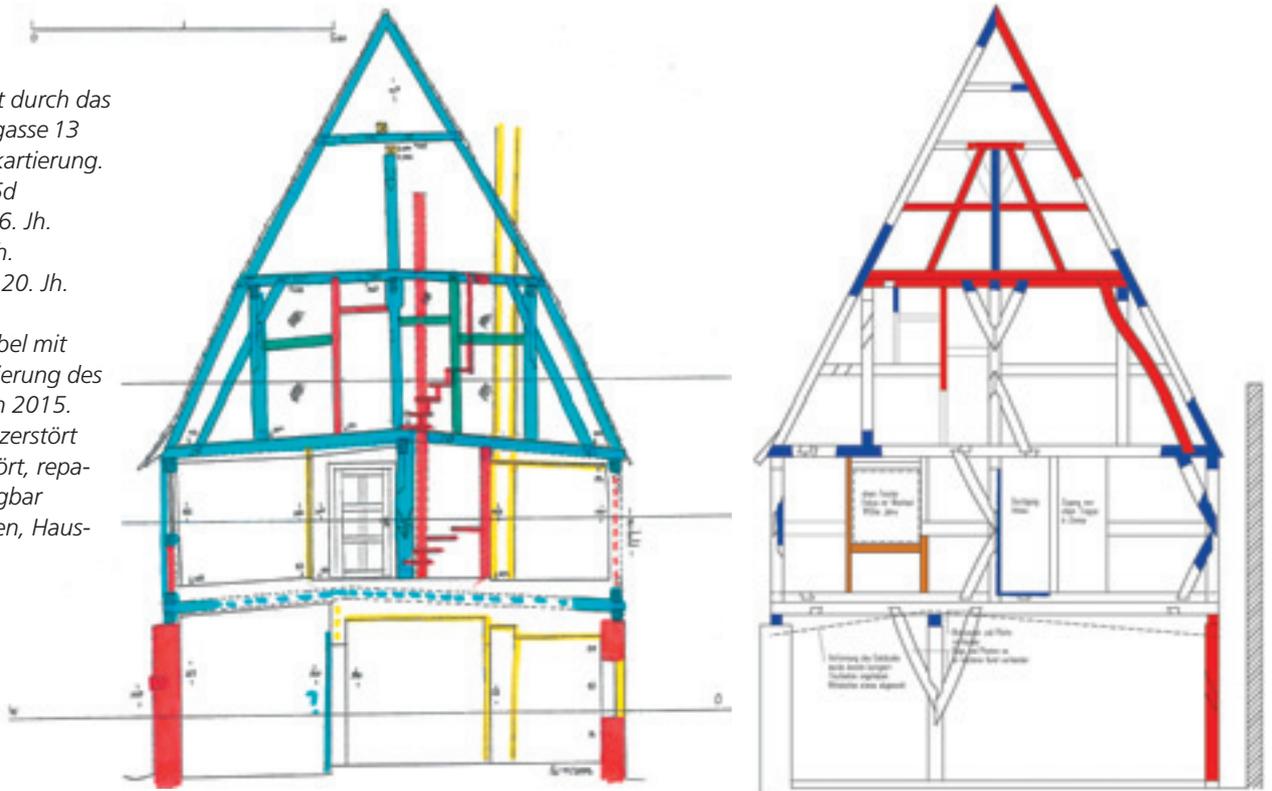


1 Das Ackerbürgerhaus Ochsengasse 13 in Bad Mergentheim und seine Bewohner im Jahr 1913.

2 Das Haus mit dem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingebauten Ladenlokal. Zustand 2010.

3 Querschnitt durch das Haus Ochsengasse 13 mit Baualterskartierung. blau: 1454/55d grün: E. 15./16. Jh. rot: 16.–18. Jh. gelb: 19. und 20. Jh.

4 Der Hofgiebel mit Schadenskartierung des Rolf Klärle von 2015. rot: komplett zerstört blau: teilzerstört, reparabel, ertüchtigbar braun: Anobien, Hausbockbefall



5 Das zweite Dachgeschoss gegen den Straßengiebel mit dem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts notdürftig teilerneuertem Mittelunterzug, Zustand 2013.

6–7 Die Spindeltreppe im instandsetzungsbedürftigen Zustand 2009 (Mitte) und im reparierten Zustand 2021.

und 13 – Ersteres nicht denkmalgeschützt – zugunsten von Neubauten vor. Die Denkmalpflege erklärte in ihrer Stellungnahme dazu, dass das Haus Ochsengasse 13 als Kulturdenkmal im Rahmen des Zumutbaren zu erhalten sei. Da der Nachweis der Unzumutbarkeit fehlte, wurde dem Antrag nicht stattgegeben. Zwei Jahre später meldete sich ein neuer Eigentümer bei der Denkmalschutzbehörde, der angab, erst nach dem Kauf des Hauses Ochsengasse 13, das er abreißen wollte, von dessen Kulturdenkmaleigenschaft erfahren zu haben. Ein Ortstermin wurde anberaumt und das Haus erstmals von Vertretern der Denkmalbehörden innen besichtigt. Dabei bestätigte sich – zu erkennen an den ver-

blatteten Balkenverbindungen – das Alter der aus Eichenholz abgezimmerten Dachkonstruktion (Abb. S. 89 oben; 5). Zudem fanden sich im Haus zahlreiche Wände mit Ausfachungen aus in dieser Zeit gebräuchlichem Lehmflechtwerk. Bei diesem Zusammentreffen wurde der damalige Eigentümer darauf hingewiesen, dass er das Haus über den kostenlos vorgehaltenen Internetskatalog verkäuflicher Kulturdenkmale des Regierungspräsidiums veräußern könne. Um den Alterswert des Hauses anschaulich zu belegen und um eine Grundlage für eine Planung zur Wiedernutzbarmachung des Baus anzubieten, beauftragte die Denkmalpflege aus Gutachtermitteln 2009 eine Bauaufnahme, gefügekundliche Un-



tersuchung, Dendrodatierung und Baualterskartierung. Ergebnis der Untersuchung durch das Bauforscherbüro war, dass das hölzerne Gefüge im Wesentlichen um 1460 abgezimmert worden ist (Abb. 3). Der hohe Alterswert des Hauses war damit bestätigt und präzisiert. Das Gebäude dürfte nach einem großen Brand, der um 1450 etwa 50 Gebäude zerstörte, im Zuge der Neubebauung des Quartiers wahrscheinlich als Werkstatt- und Lagergebäude erstellt worden sein. In der frühen Neuzeit, zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert, erfuhr das Obergeschoss einen Umbau zum Wohnteil. Zur Straße wurde damals eine Stube mit drei Fenstern eingebaut. Aus dieser Zeit stammt der Untersuchung zufolge auch die Spindeltreppe vom Ober- in das zweite Dachgeschoss (Abb. 6). Außerdem wurden damals auch ein Keller ausgehoben und mit einem Bruchsteingewölbe versehen sowie eine Scheune an der Hofseite angefügt, die man in den 1950er Jahren durch den vorhandenen Werkstattbau ersetzte (Abb. 8). Spätestens im frühen 19. Jahrhundert wurde laut Untersuchung das Fachwerk der Außenwände des Erdgeschosses gegen Mauerwerk ausgetauscht.

Die bauhistorische Untersuchung, die den Alters- und Denkmalwert des Gebäudes herausgearbeitet hat, ergänzte das Referat Denkmalpflege durch eine Stellungnahme zur denkmalpflegerischen Wertigkeit der Baualtersstrukturen. Es befürwortete darin die Erhaltung der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Substanz. Dagegen wurden die gelb gekennzeichneten Wände aus dem 19. und 20. Jahrhundert zur Überplanung freigegeben. Trotz dieser eine Erhaltung begünstigenden Planungsunterlagen reichte der damalige Eigentümer im Sommer 2011 einen Abbruchartrag ein. Diesem lag die Sanierungskostenberechnung eines Bauingenieurs bei, welche die Erhaltung des Hauses als unwirtschaftlich einstufte. Da diese Berechnung – wie die Prüfung durch die Denkmalpflege ergab – Unstimmigkeiten enthielt, wurde auch diesem Antrag nicht stattgegeben. Vielmehr wurde der damalige Eigentümer erneut auf die Möglichkeit hingewiesen, das Haus mithilfe des Katalogs verkäuflicher Kulturdenkmale zu veräußern.

Endlich ein Denkmalinteressent

Eine erfreuliche Wende brachte die E-Mail des heutigen Eigentümers und Architekten Rolf Klärle vom 30. November 2012 an die Gebietsreferentin, in der er mitteilte, dass er das Haus gekauft habe und sich für Fördermittel interessiere. Damit stand mit einem Mal die gewünschte Erhaltung des Hauses als Ziel im Raum. Schon nach ein paar Tagen kamen der neue Eigentümer und die Vertreter der Denkmalbehörden im Rathaus Bad Mergentheim zusammen, um die ersten Umbaupläne zu bespre-

chen. Darin sah der neue Eigentümer die Umnutzung des Hauses zum eigenen Büro- und Wohnhaus vor. Das vorwiegend erhaltende Konzept umfasste jedoch noch ein paar problematische Planungsinhalte, wie den Teilabbruch der Wendeltreppe und die verglaste Vorhangsfassade des Straßengiebels.

Knapp ein Jahr später legte der Eigentümer eine überarbeitete Planung vor, die nun deutlich denkmalverträglicher ausgelegt war. Nur ein Planungsdetail blieb damals noch umstritten: die Befensterung des Hofgiebels, bei dem das Landesamt Wert auf eine umfangreichere Erhaltung des Fachwerkgefüges legte. Im Dezember 2013 erging dann die Bau- und denkmalschutzrechtliche Genehmigung für das Sanierungs- und Bauvorhaben mit entsprechenden Abstimmungs vorbehaltenen.

Sanierung und Umbau

Zu Beginn der Arbeiten zeigten sich enorme Schäden am Fachwerk der Traufseiten durch jahrzehntelang eindringendes Wasser. Die bis zu 50 cm verformten Decken erwiesen sich als Folgeerscheinungen.

8 Der Hofgiebel nach Instandsetzung und Umbau. Zustand 2020.



9 Das zweite Dachgeschoss mit dem in mittelalterlicher Zimmermannstechnik ergänzten Mittelunterzug. Zustand 2020.



nung von Balkenbrüchen (Abb. 3), zu denen es wahrscheinlich schon vor Jahrhunderten durch den Einbau des Kellers gekommen war.

Doch der neue Eigentümer ließ sich in seinem Projekt nicht beirren. Zur Abstimmung des Austauschs im Holzgefüge erstellte der Planer auf Veranlassung des Landesamts im Januar 2015 eine Schadenskartierung. Nach erfolgter Abklärung wurde das hölzerne Gefüge an den Traufseiten bis um 30 cm angehoben, also so weit, wie es das Holzgefüge ohne weitere Schäden zu nehmen zuließ, und in traditioneller zimmermannsmäßiger Weise repariert. Aufgrund der nachvollziehbaren Schadenskartierung stellte das Landesamt schließlich seine Bedenken gegen die Öffnung des Hofgiebels durch zwei Wohnraumfenster zurück (Abb. 4; 8). Während der Bauarbeiten änderte der Architekt die Planung unter anderem hinsichtlich der Erschließung des Obergeschosses. Auf die in der Genehmigungsplanung vorgesehene Außentreppe verzichtete er und sah ab dem Erdgeschoss eine Ergänzung der vorhandenen Spindeltreppe als Ersatz des vermutlich in den 1950er Jahren entfernten Teilstücks vor. Eigenhändig setzte er die vorhandene Spindeltreppe schreinermäßig instand (Abb. 6; 7) und baute das neue Teilstück. Damit wurde die Erschließung nicht nur denkmalgerechter gelöst, sondern auch ein witterungsgeschützter Wohnungseingang von der Durchfahrt geschaffen. Baumaßnahmen erstreckten sich auch auf den Gewölbekeller, in dem der Boden auf das ursprüngliche, damit besser nutzbare Niveau, abgetragen wurde.

Vor einer Entscheidung über die vom Bauherrn gewünschte Fachwerkfreilegung und das damit verbundene Abschlagen des Fassadenputzes war in der Genehmigung eine restauratorische Untersuchung gefordert, um Befunde an Farbfassungen

10 Gefach mit frühneuzeitlicher Bemalung im Obergeschoss.

zu dokumentieren und erhalten zu können. Der vom Bauherrn daher beauftragte Restaurator fand laut Untersuchungsbericht von Juni 2014 auf der Straßenfassade nicht mehr als einen jungen Zementputz über Streckmetall und an der Hofseite nur hohl liegende Reste von Gefachgrundputz. Daher bestanden seitens der Denkmalpflege keine Bedenken gegen die Entfernung der vorhandenen Putze und das vom Bauherrn gewünschte Sichtbarmachen des Fachwerks.

Während der Bauarbeiten fand der Bauherr wenig später in einem kleinen gegen den Hof gehenden Raum des Obergeschosses doch noch ein Gefach mit einer Farbfassung, und zwar eine den Balken verbreiternde Ockerfassung mit schwarzem Begrenzungs- und schwarzem Begleitstrich, wie sie im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in der Region beliebt war (Abb. 10). Diese Fassung dürfte sich damals im gesamten Raum befunden haben, was auf eine gehobene Nutzung als Kontor oder als Wohnraum schließen lässt. Nicht auszuschließen ist, dass sich die Farbfassung damals auch auf die Fassade erstreckte. Der Fassungsbezug wurde gesichert und ist in der auch innen fachwerksichtigen Raumbefassung sichtbar erhalten.

Gefördert durch einen vom Gemeinderat beschlossenen erhöhten Zuschuss aus Sanierungsmitteln waren Ende 2017 die Instandsetzung und der Umbau des Hauses zum Büro- und Wohngebäude abgeschlossen. Im Erdgeschoss befindet sich nun das Architekturbüro des Bauherrn und Architekten, im Obergeschoss und Dachgeschoss seine Wohnung (Abb. 7; 9) mit einer Terrasse über dem gründlich umgebauten Anbau.

Dem denkmalpflegerischen Konzept entsprechend, wurden auf dem Dach die vorhandenen handgestrichenen Biberschwanzziegel, ergänzt durch gleichartige alte Ziegel, wieder verlegt. Ebenso wurde das die Durchfahrt schließende Torblatt aus dem frühen 19. Jahrhundert samt Schlußpforte erhalten und schreinermäßig instandgesetzt (Abb. 11).

Bei der Gestaltung des Erdgeschosses der Straßenfassade versäumte der Bauherr leider die Ab-





11 Das Haus Ochsen-gasse 13 nach der In-standsetzung. Zustand 2020 mit repariertem mittelalterlichen Sicht-fachwerk.

stimmung mit der Denkmalpflege. Die künstlich angelegten Fehlstellen im Fassadenputz des Erdgeschosses, die den Blick auf ein unspektakuläres Mauerwerk frei geben, werden hoffentlich bei der nächsten Renovierungsmaßnahme geschlossen.

Ergebnis

Erfolgreich bewarb sich der Bauherr und Architekt für den vom Schwäbischen Heimatbund und vom Landesverein Badische Heimat ausgelobten und von der Wüstenrot-Stiftung finanzierten Denkmalschutzpreis 2020. Das Haus wurde schließlich neben vier anderen Gebäuden in Baden-Württemberg ausgezeichnet. In der Jury wurden zwar die im Haus verwendeten neuen Materialien diskutiert, doch war sie grundsätzlich der Meinung, dass dem Architekten für die Rettung der mittelalterlichen Hausstruktur ein Preis gebührt. Mehr noch ist aus Sicht der Denkmalpflege zu würdigen, dass der Denkmaleigentümer das mittelalterliche Gefüge des Hauses zimmermannsmäßig unter Schonung der Altsubstanz reparieren ließ. Das gelun-

gene Ergebnis lässt hoffen, wie es auch ein Anliegen des Preisträgers war und ist, dass das Beispiel in Bad Mergentheim Schule macht.

Quellen

Schwäbischer Heimatbund: Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2020 vergeben. Privates Engagement wird gewürdigt. Pressemitteilung vom 3. Dezember 2020.

Akten zu Bad Mergentheim Ochsen-gasse 13 ab 1995, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen.

Stefan Uhl: Bauhistorische Untersuchung Bad Mergentheim Ochsen-gasse 13, Warthausen 2009, in: siehe oben.

Michael Bronold: Befunduntersuchung Gebäude Ochsen-gasse 13 Bad Mergentheim, Außenfassade. Lauda – Gerlachsheim 2014, in: siehe oben.

Dr. Judith Breuer
Oberkonservatorin a. D.
Haigststafel 6
70597 Stuttgart



Unterstützung für die Sorgenkinder Das Sonderförderprogramm „Instandsetzung leerstehender Kulturdenkmale in dörflichen und kleinstädtischen Ortskernen“

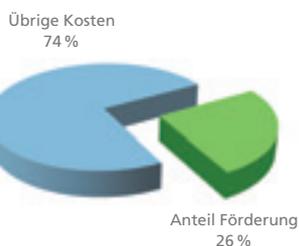
Während in Metropolregionen Immobilienpreise und Mietkosten in die Höhe schießen, haben ländliche Regionen vielfach mit Leerstand und Ortskernverödung zu kämpfen. Auch die großzügige Ausweisung von Neubaugebieten am Siedlungsrand, mit der ländliche Kommunen insbesondere junge Familien zur Ansiedlung bewegen möchten, trägt zum Niedergang der dörflichen und kleinstädtischen Ortszentren bei. Mit einem attraktiven Förderprogramm versuchte das Land diesem auch für Baudenkmale hochproblematischen Negativtrend entgegenzuwirken.

Bianka Hinsberger/Daniel Keller/Eva-Maria Krauße-Jünemann/
Karsten Preßler/Ulrike Schubart

Der bereits seit Jahrzehnten zu beobachtende, durch Landflucht und demographischen Wandel verursachte Bevölkerungsrückgang in ländlichen Regionen macht selbst vor dem wirtschaftlich prosperierenden Baden-Württemberg nicht halt. Die vielfältigen Folgen dieser Entwicklung sind bis in die Denkmallandschaft hinein spürbar: In Dörfern und Kleinstädten stehen immer mehr denkmalgeschützte Gebäude leer und drohen nach mehrjährig fehlendem Bauunterhalt für immer verloren zu gehen. Erschwerend kommt hinzu, dass der Entscheidung über Abbruchanträge zumeist eine Kosten-Nutzen-Analyse zugrunde gelegt wird, die ländliche Kulturdenkmale wegen der verglichen mit städtischen Baudenkmalen i. d. R. deutlich geringeren Mieteinnahmen stark benachteiligt.

Um gegen diese fatale Entwicklung anzugehen, konzipierte das damalige Ministerium für Finanzen und Wirtschaft als Oberste Denkmalschutzbehörde in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege für den Zeitraum 2014 bis 2017 ein spezielles Förderprogramm, das großzügige finanzielle Anreize für die Instandsetzung von leerstehenden Baudenkmalen bot. Mit dem sogenannten „Sonderprogramm Instandsetzung leerstehender Kulturdenkmale in dörflichen und kleinstädtischen Ortskernen“ sollte das Engagement jener Bauherren unterstützt werden, die sich der anspruchsvollen Aufgabe stellten, ein entsprechendes, mindestens fünf Jahre leerstehendes Objekt in besonders denkmalverträglicher Weise zu sanieren und einer nachhaltigen Nutzung zuzuführen. Bei mit dem Anforderungsprofil übereinstimmenden Projekten konnten die Instand-

setzungskosten an Bauwerk bzw. Baukonstruktion (KG 300) bis zu 50 Prozent und einer Obergrenze von 250 000 Euro pro Objekt gefördert werden. Die Gründe für jahrelangen Leerstand sind komplex und reichen von ungeklärten Eigentumsverhältnissen über fehlende Finanzmittel oder Nutzungsperspektiven bis hin zu mangelnder Attraktivität aufgrund problematischer Infrastruktur und Lage oder wegen eines immensen Instandsetzungsstaus. Maßnahmen an diesen „Sorgenkindern“ zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen verlangt von der Denkmalpflege hohen personellen Einsatz und von den Eigentümern ein gehöriges Maß an Mut, Phantasie, Begeisterung und Flexibilität. Manch ein ins Auge gefasstes Projekt bleibt so auf der Strecke. Darüber hinaus hemmen vielfach langwierige Verkaufsverhandlungen die fachliche Abstimmung der potenziellen Bauherren mit der Denkmalpflege, was zu verzögertem Maßnahmenbeginn führt. Angesichts all dieser Widrigkeiten ist die Bilanz des Sonderprogramms beachtlich: Während der vierjährigen Programmlaufzeit wurden für insgesamt 18 Objekte Förderanträge gestellt. Bei einer Gesamtinvestitionssumme von knapp 11 Millionen Euro stellte das Land Baden-Württemberg im Rahmen des Sonderprogramms mehr als 2,7 Millionen Euro Fördermittel zur Verfügung, was einem Anteil von etwa 26 Prozent der veranschlagten Gesamtausgaben entsprach (Abb. 1). Knapp drei Jahre nach Auslaufen des Sonderprogramms konnten von den 18 angemeldeten Sanierungsprojekten acht erfolgreich abgeschlossen werden, bei sechs weiteren Objekten dauert die Umsetzung der Maßnahme an.



1 Mit Fördermitteln des Sonderprogramms in Höhe von 2 778 832 Euro konnten Investitionen vielfach höheren Umfangs generiert werden.

Ortsbildprägender Fachwerkbau

Einer der ersten eingehenden Förderanträge betraf das ortsbildprägende Wohngebäude Kirchstraße 5 in Langenbrettach-Brettach (Landkreis Heilbronn). Um 1570 als Teil einer herrschaftlichen Hofanlage erbaut, diente das in seiner historischen Substanz und seinem charakteristischen Erscheinungsbild gut überlieferte Gebäude (Abb. 2) bis 1815 als Gasthaus zur Sonne, anschließend weitere 190 Jahre reinen Wohnzwecken. Nach langjährigem Leerstand und Abbruch der rückwärtigen Scheune bot das zweigeschossige verputzte Fachwerkgebäude einen trostlosen Anblick, die Bausubstanz war durch eindringende Feuchtigkeit in weiten Teilen geschädigt, Schimmel und Hausschwamm hatten sich gebildet. Mit einer denkmalerfahrenen Architektin an der Seite und in regelmäßiger Abstimmung mit der Denkmalpflege machte sich ein junges engagiertes Paar daran, das Sorgenkind zu neuem Leben zu erwecken. Auf Grundlage einer detaillierten Bestands- und Schadensaufnahme wurde ein Planungskonzept entwickelt, das die denkmalpflegerischen Erhaltungsziele mit den Nutzungs- und Modernisierungsabsichten der Bauherren in Einklang brachte. Das ins 16. Jahrhundert datierende stark geschädigte Holztragwerk wurde repariert und partiell ertüchtigt (Abb. 3). Dank der Erfahrung und Umsicht der Zimmerleute gelang es, Substanzeingriffe zu minimieren und originale Ausfachungen in situ zu erhalten. Auch der überlieferte Ausstattungsbestand wie Holzböden, Treppen, Zimmertüren, Lamberien sowie die Putze auf den Innen- und Außenwänden (einschließlich der Zierputzquaderung des Sockelgeschosses) konnten großteils erhalten und handwerklich repariert werden (s. Abb. S. 94 oben). Gleichermäßen überraschend wie erfreulich waren die Befunde bauzeitlicher Gefachputze mit Bemalung, die bei der Außeninstandsetzung zutage kamen und erfolgreich gesichert wurden.

Neben dem unermüdlichen Einsatz der Bauherrschaft und dem großen Sachverstand aller am Bau Beteiligten trug nicht zuletzt auch die finanzielle Förderung dazu bei, dieses ortshistorisch und baugeschichtlich bedeutsame Kulturdenkmal zu erhalten, das nunmehr eine Bereicherung für den historischen Brettacher Ortskern darstellt.

Das älteste Haus Nürtingens

Noch erheblich älter als die einstige Brettacher Hofanlage aus der Frühen Neuzeit ist ein ebenfalls im Rahmen des Leerstand-Programms gefördertes Kulturdenkmal in Nürtingen (Landkreis Esslingen). Äußerlich eher schlicht und unscheinbar, fällt das Haus Strohstraße 15 vor allem durch seine Lage direkt an der Stadtmauer und sein steiles, hohes



Dach auf. Bauhistorische Untersuchungen erbrachten den Nachweis, dass es bereits um 1394 errichtet wurde und somit das älteste bisher bekannte Wohnhaus Nürtingens ist. Sein Ostgiebel lehnt sich an die Stadtmauer an, deren Wehgang vom Gebäude aus betretbar ist (Abb. 4; 5). Zusammen mit dem benachbarten Blockturm, der wie die Stadtmauer rund 50 Jahre älter sein dürfte, bildet es die Südostecke der mittelalterlichen Stadt. Dieses auch „romantischer Winkel“ genannte Quartier überstand als einziges den Stadtbrand von 1750. Das Haus selbst besitzt zwar größtenteils erneuerte Außenwände an den Traufseiten, hat aber

2–3 Ostansicht des Gebäudes Kirchstraße 5 in Langenbrettach nach Abschluss der Sanierung im Jahr 2020 sowie Reparatur der östlichen Fachwerkaußenwand im Jahr 2015.

4 Nordfassade des Hauses in der Strohstraße 15 in Nürtingen im Jahr 2016.



seine mittelalterliche Struktur mit zeittypischen, überblatteten Streben in Eichenholz und seine Dachkonstruktion weitgehend bewahrt. Das Erdgeschoss wurde ursprünglich als Ökonomie, das Obergeschoss zu Wohnzwecken und die Dachräume als Speicher genutzt. Es handelt sich um einen jahrhundertlang verbreiteten Haustypus, der alle Funktionen unter einem Dach vereint. Besonders beeindruckend sind die vielen Zeitschichten im Gebäude, die über 600 Jahre Geschichte widerspiegeln. Hierzu gehören mittelalterliche Baubefunde wie die Reste der Bohlenstube im Obergeschoss (Abb. 6), die Fensteröffnung zur Stadtmauer und das Lehmflechtwerk in den Gefachen, aber auch restauratorisch ermittelte Putz- und Farbbefunde, wie eine gelbe Fassung für die Balken mit schwarzen und roten Begleitstrichen aus dem 16. Jahrhundert. Mit der Instandsetzung

5 Fassadendetail nach Instandsetzung mit Bruchkante der Stadtmauer und spätmittelalterlichem Eckständer mit Blattsassen im Jahr 2017.



des Blockturms rückte 2001 auch das in städtischem Eigentum befindliche Haus in der Strohstraße in den Fokus. Angesichts der Bedeutung des Objekts, seiner Sensibilität und der beengten Raumverhältnisse traten der Schwäbische Heimatbund und das damalige Landesdenkmalamt für eine Instandsetzung mit musealer Nutzung ein. Die Stadtverwaltung sah auch die Möglichkeit einer Privatisierung mit Wohnnutzung und ließ das Kulturdenkmal zunächst nur notsichern. So dauerte es noch 15 Jahre, bis man nach entsprechender Förderzusage über rund 100 000 Euro ein lange vorbereitetes nutzungsneutrales Instandsetzungskonzept verwirklichte, das im Wesentlichen aus traditionellen Zimmerer-, Maurer- und Verputzarbeiten ohne Einbau von Sanitär- und Heizungsanlagen bestand. Die Begleitung durch einen Fachrestaurator und behutsames Vorgehen gewährleisteten die Erhaltung sämtlicher Befunde. Seitdem ist das älteste Haus Nürtingens mit dem einzigen vollständig erhaltenen Stadtmauerabschnitt im Rahmen von Führungen öffentlich zugänglich. Nirgends sonst in Nürtingen wird Stadtbaugeschichte so anschaulich.

Schweizerhaus-Stil im Nordschwarzwald

Nach langer Leerstandsperiode ernsthaft vom endgültigen Verlust bedroht war auch ein ortsbildprägend an einer innerörtlichen Durchgangsstraße gelegenes Baudenkmal in Bad Herrenalb (Landkreis Calw). Das zweigeschossige Wohngebäude wurde zusammen mit einer Gruppe weiterer Wohnhäuser entlang der Gernsbacher Straße Ende des 19. Jahrhunderts unter Stadtbaumeister Schnaitmann im „Schweizerstil“ errichtet (Abb. 8). Diese



Stilrichtung mit relativ flachen, weitauskragenden Dächern, üppigen Verzierungen durch Brettschnitzereien und bogenförmigen Schmuckgiebeln, mit Schindelschirm oder Brettschalung sowie mit filigranen Metallbalkonen war insbesondere für kleinstädtische Erholungsorte wie Herrenalb in dieser Zeit typisch.

Das Wohnhaus wurde im 20. Jahrhundert sehr intensiv genutzt und insbesondere in den 1960er Jahren im Inneren komplett überformt; seit den 1980er Jahren wurde nicht mehr in die Instandhaltung investiert, zuletzt stand das Gebäude 15 Jahre leer. Dementsprechend befand es sich zu Beginn der Sanierungsmaßnahme sowohl konstruktiv als auch optisch in einem desolaten Zustand. Das Wasser, das über undichte Kehlen und über die Anschlussbereiche der Dachgauben eingedrungen war, hatte einerseits die statische Holzkonstruktion massiv geschädigt und sich andererseits auch zum idealen Nährboden für einen Schwamm entwickelt. Da das Gebäude lange Zeit

unbeheizt blieb, bildete sich darüber hinaus zwischen den Tapeten und der Putzoberfläche in nahezu allen Räumen großflächig Schimmel.

Oberstes Ziel der Sanierung war neben der zwingend erforderlichen statischen Ertüchtigung des Tragwerks der Erhalt bauzeitlicher Bausubstanz. Das Konzept zur energetischen Ertüchtigung sah vor, die Heizungsanlage zu erneuern, eine Innendämmung aufzubringen und die bauzeitlichen Fenster – soweit dies aufgrund des Erhaltungszustandes möglich war – mit Dichtungen und Sonderisolierverglasung aufzurüsten.

Nach dem Entfernen sämtlicher Verkleidungen und moderner Einbauten zeigte sich, dass die komplette bauzeitliche Ausstattung wie Dielenböden, Stuckdecken, Treppen, Lamberien, Tüorzargen und Türblätter noch vorhanden war. Im Zuge der Sanierungsmaßnahme wurden diese Elemente aufgearbeitet und lassen das gerettete Kulturdenkmal nun auch im Innern wieder in seinem Alterswert erstrahlen (Abb. 7).

6 Vorzustand der ehem. Bohlenstube im Obergeschoss des Hauses in der Strohstraße 15 mit Stuckdecke des 19. Jahrhunderts und Auflagerbalken der ehem. Bohlen-Balkendecke. In den Ausnehmungen („Kammsassen“) lagen ursprünglich die Balken. Aufnahme 2016.

7 Zustand nach der Sanierung des Hauses in der Gernsbacher Straße 41. Die bauzeitlichen Böden und Fenster blieben erhalten. Hier ein Blick in das Hauptzimmer im Dachgeschoss, 2016.



8 Straßenfassade mit den filigranen Metallbalkonen nach der Sanierung in der Gernsbacher Straße 41, Bad Herrenalb. Aufnahme 2019.



9 Ansicht von Süden mit Haupteingang und ehem. Ladengeschäft: Kirchgasse 18 in Kupferzell. Hinter dem Kaufladen befindet sich die zum Architekturbüro umgenutzte ehemalige Weinstube.

Von Molkerei zu Architekturbüro

Auch dem 1881 unter Einbeziehung älterer Bauteile als Wohnstallhaus errichteten Gebäude Kirchgasse 18 in Kupferzell (Hohenlohekreis) ist heute nicht mehr anzusehen, in welchem miserablen Zustand es sich noch vor wenigen Jahren befand. Das hangseitig zweigeschossige, in Mischbauweise erstellte Gebäude mit Satteldach und Zwerchhaus zeigt mit großzügigem Dachüberstand, profilierten Pfetten- und Sparrenköpfen sowie ausgemauertem Sichtfachwerk bauzeitliche Architekturelemente (Abb. 9). Inmitten des Dorfes bei der Kirche gelegen, diente der Bau später unter anderem als Molkerei, Krämerladen und Wirtshaus und ist einschließlich der Ausstattung mit hölzerner Staketentreppe, Rahmen-Füllungstüren, Winterfenstern und Ladeneinbauten mit Tressen nahezu unverändert erhalten geblieben (Abb. 10; 11). Neben der skizzierten traditionellen Mischfunktion besitzt das Haus auch aufgrund der 1882 hier vollzogenen Gründung der Molkereigenossenschaft Kupferzell-Gerabronn-Schwäbisch Hall besondere heimatgeschichtliche Be-

deutung. Nach Nutzungsaufgabe 1999 war das Haus 15 Jahre dem allmählichen Verfall preisgegeben, bevor die Rettung kam: Eine bereits in Kupferzell ansässige Architektin suchte ein geeignetes Domizil zum Wohnen und Arbeiten. Da die neue Eigentümerin bereits umfangreiche Erfahrungen bei der Sanierung und Restaurierung von Kulturdenkmälern gesammelt hatte, war sie bestens vorbereitet. Ohne die Fördermittel des Sonderprogramms aber wäre die Instandsetzung dennoch nicht zu schultern gewesen. Nach einer Notsicherung ließ die Bauherrin in genauer Kenntnis der denkmalpflegerischen Werte den historischen Bestand – Natursteinmauern, Fachwerk und Dachstuhl, Dachdeckung sowie Böden, Treppe und Türen – reparieren. Nachdem im ehemaligen Gastraum Schablonenmalereien mit Weinreben zum Vorschein gekommen waren, verzichtete die Architektin auf die ursprünglich geplante Innendämmung. Die baulichen Veränderungen beschränkten sich auf den Rückbau nachträglich eingefügter Wände, energetische Maßnahmen an Dach und Kellerdecke sowie den Einbau von Sanitäranlagen, Heizung und Elektroinstallationen. So entstanden ein Architekturbüro mit Werkstatt und Lagerraum sowie eine Wohnung im Dachgeschoss, die auch heutigen Anforderungen gerecht werden. Eine Bauherrin mit Vorliebe für Baudenkmale, ein geschichtsträchtiges Haus und attraktive Fördermöglichkeiten kamen hier auf glücklichste Weise zusammen! Für ihre Leistungen erhielten die Bauherrin und die beteiligten Handwerksbetriebe 2019 den „Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege“. Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg folgte 2020 und bildet einen Schwerpunkt in diesem Heft.

Synergiepotenzial

Ungeachtet der zweifellos höchst erfreulichen Erfolgsgeschichten wäre eine größere Anzahl an Förderprojekten wünschenswert gewesen. Die Hin-



10 Ehemaliger Krämerladen, links der Eingang zur ehemaligen Weinstube.



11 Ehemalige Wirtsstube nach Norden mit Zickzack- und Weinreben-Fries und originalen Kastenfenstern.

dernisse dafür waren zum einen die doch sehr hoch gesetzte Zahl an Leerstandsjahren – eine Mindestzahl von zum Beispiel drei Jahren hätte wesentlich mehr Objekten den Zugang zum Programm ermöglicht. Zum anderen führte die Eingrenzung auf Ortskerne zu Definitionsschwierigkeiten und ließ herausragende Objekte in Einzellage oder am Ortsrand außen vor.

Dies ist bedauerlich, denn die vorgestellten Beispiele dokumentieren eindrücklich, dass die positiven Auswirkungen der Förderung weit über den Erhalt der gefährdeten Kulturdenkmale hinausgehen: So werden durch die Anschubfinanzierung des Landes weitere Investitionsmittel generiert und damit einhergehend positive Effekte für die jeweilige lokale Wirtschaft erzielt. Darüber hinaus schaffen neue Konzepte im Umgang mit dem Denkmal Raum für Innovationen und zeigen, dass Innovation und Denkmalpflege sich keinesfalls ausschließen. Auch in ökologischer Hinsicht ist das Förderprogramm als Erfolg zu bezeichnen, denn jede Instandsetzungsmaßnahme bezeugt zugleich den Wert alter Handwerkstechniken und historischer Werkstoffe und verdeutlicht deren Nachhaltigkeit. Vor dem Hintergrund grassierender Flächenfraßes, steigender Umweltbelastung und fortschreitenden Klimawandels ist es sinnvoll und dringend geboten, sich auf vorhandene Potenziale zu besinnen, anstatt weitere Flächen am Ortsrand zu erschließen und zu versiegeln.

Auch die soziokulturellen Effekte des „Leerstandsprogramms“, die sich schwerlich in Zahlen messen und ausdrücken lassen, sind nicht zu vernachlässigen: Das Ortsbild von Kleinstädten und Dörfern wird an prominenter Stelle belebt und aufgewertet. Ehemals ungeliebte, unbeachtete Kulturdenkmale geraten wieder in das Bewusstsein der Bevölkerung und tragen als überliefertes bauliches Erbe zur Identitätsstiftung, Stärkung und Festigung der sozialen Bindungen und Strukturen der Bevölke-

rung bei. Dies scheint vor dem Hintergrund zunehmender Mobilität, damit verbundener Entwurzelung sowie der Migration von Menschen kulturell unterschiedlicher Prägung eine der größten Herausforderungen der Zukunft an die Gesellschaft und auch an die Denkmalpflege zu sein. Und zu guter Letzt vermögen mit Sicherheit auch das Interesse der öffentlichen Hand und die sich in finanzieller Unterstützung niederschlagende Anerkennung des Engagements der Bauherrschaften eine gewisse Strahlkraft zu entwickeln und damit das Bewusstsein für Bedeutung und Bewahrung unserer Kulturlandschaft zu fördern.

Fortwährende Anfragen zu dem 2017 ausgelaufenen Förderprogramm zeigen den Bedarf an Unterstützung für Maßnahmen an leerstehenden Kulturdenkmälern. Eine finanziell gut ausgestattete Neuaufgabe des Förderprogramms erscheint aktuell dringender denn je. Unter Berücksichtigung der vorgenannten modifizierten Rahmenbedingungen könnte hier ein wegweisendes Programm geschaffen werden, das nicht nur für den Erhalt von Kulturdenkmälern wichtig ist, sondern insbesondere auch andere gesellschaftlich hoch aktuelle Themen wie Klimaschutz, Ressourcenschonung und die Verödung von innerörtlichen Lebensräumen in den Blick nehmen würde.

Bianka Hinsberger
Dr. Eva-Maria Krauß-Jünemann
Dr. Karsten Preßler
Ulrike Schubart
*Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen*

Daniel Keller
*Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Karlsruhe*

Glossar

Bohlenstube

Raum, dessen Wände und Decke aus Bohlen gefertigt sind; einst häufig der einzige repräsentative beheizbare Raum eines Fachwerkbauwerkes.

KG 300

Gebräuchliche Kurzform für „Kostengruppe 300“, in der gemäß der Kostenermittlung nach DIN 276 Aufwendungen erfasst werden, die für Bauleistungen und notwendige Lieferungen zur Herstellung des Bauwerks anfallen.

Lamserie

Verkleidung aus Holz, Stuck oder Marmor im unteren Bereich von Innenwänden.

Türzarge

Rahmenartige Türumfassung, allgemeinsprachlich Türrahmen genannt.



Spuren in Wald und Feld

Altwege in Baden-Württemberg

Es ist nicht ohne Faszination, sich mit den Resten oft weit in die Geschichte zurückreichender alter Verkehrswege zu beschäftigen, – gleichgültig ob diese noch eindrucksvoll erhalten oder als nur noch spärliche Überbleibsel im Gelände zu finden sind. Manchmal lassen sich solche Altwege noch über lange Strecken verfolgen und tragen besondere Namen, die uns neugierig machen, wie: Alte Straße, Alte Steige, Heerstraße, Hochgesträß, Königstraße, Kriemhildenstraße, Postweg, Rennweg, Römerstraße, Salzstraße, Steinstraße und ähnliche. Oft sind sie aber auch namenlos und längst in Vergessenheit geraten. Reizvoll ist auch, sich vor Augen zu führen, was sich auf diesen Straßen alles abgespielt hat, wer dort unterwegs war, zu welchem Zweck, wohin und mit welchen Fortbewegungsmitteln?

Die Reihe „Relikte der Kulturlandschaft“ in dieser Zeitschrift, die sich in lockerer Folge den Kulturlandschaftsrelikten widmet, bietet die Gelegenheit, diese Denkmalgattung vorzustellen.

Dieter Müller

Altwege und Altstraßen

Die Bezeichnungen Altwege und Altstraßen werden hier gleichbedeutend verwendet und nicht weiter definiert: Gemeint sind einfach alte Verkehrswege, die im Allgemeinen außer Gebrauch sind. So verstanden, umspannt der Begriff Altwege beziehungsweise Altstraßen einen weiten zeitlichen Horizont – von den bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückführenden Wegen oder Wegtrassen, über Römerstraßen, Straßen aus dem Mittelalter,

neuzeitliche Straßen (Geleitstraßen, Postwege, Landstraßen), bis zu jüngst aufgegebenen Autobahnstücken, die erst am Anfang ihrer Existenz als Altstraßen stehen, wie zum Beispiel der aufgelassene Aufstieg der Autobahn A8 auf die Schwäbische Alb bei Aichelberg. Naturgemäß sind alte, bis in die Vorgeschichte zurückreichende Wegetrasen nicht gerade häufig, die aus der Neuzeit stammenden hingegen – vor allem in Waldgebieten – noch verbreitet anzutreffen.

Funktional gesehen können Altwege Fernwege sein (überörtliche Wege), Vicinalwege (Nachbarschaftswege), die Siedlungen miteinander verbinden, oder lokale Wege, die landwirtschaftliche Nutzflächen erschließen, der Waldbewirtschaftung dienen (meist Holzabfuhrwege), die zu Steinbrüchen oder Materialgruben führen oder die als Mühlwege oder Eselspfade Mühlen an bäuerliche Siedlungen anbinden.

Da für die Erforschung alter Verkehrslinien ihre Spuren im Gelände von besonderer Bedeutung sind, lautet die erste grundlegende Frage: Wie sehen Altwege überhaupt aus, wie zeigen sie sich heute noch im Gelände? Über dieser Frage dürfen natürlich die schriftlichen Quellen – Archivalien und historische Karten – nicht vergessen werden. Sie sollen jedoch in diesem Beitrag etwas in den Hintergrund treten. Genannt seien lediglich die Forstkarten Andreas Kiesers (1680–1687), die Schmitt'sche Karte von Südwestdeutschland (1797/98), die Charte von Schwaben (1798–1812

1 Hohlweg im unteren Abschnitt der Alten Neidlinger Steige (Landkreis Esslingen). Blick wegabwärts. Aufnahme 2011.





2 Zwei parallel verlaufende Hohlwegstücke im mittleren Bereich der Eschelbacher Steige (Neuenstein-Eschelbach, Hohenlohekreis). Blick wegaufrwärts. Aufnahme 2006.

und 1825–1828), der Topographische Atlas des Königreichs Württemberg (1821–1851) und der Topographische Atlas über das Großherzogthum Baden (1838–1849), die für Altwegeforschung im hiesigen Raum unentbehrlich sind. In früher entstandenen Kartenwerken sind zumeist noch keine Straßen und Wege dargestellt oder bestenfalls symbolisch eingetragen.

Spuren im Gelände

Die bekannteste Erscheinungsform von Altwegen dürften Hohlwege sein. Das sind mehr oder weniger tief ins Gelände eingeschnittene Wegstrecken, die aber im Allgemeinen nur in Steigungen beziehungsweise Gefällen anzutreffen sind (Abb. 1). Ursache für die Eintiefung von bis zu 5 m sind einerseits die Tritte der Zugtiere (und die des Menschen), und andererseits das Bremsen beim Bergabfahren. Gebremst (gesperrt) wurde durch Blockieren der Räder mit Stangen oder Ketten, manchmal auch durch Anlegen von Radschuhen. Dadurch wurde der Untergrund des Weges zermürbt, Regen und Schmelzwasser konnten dann das gelockerte Material ausspülen. Mitunter musste es auch von Hand ausgeschaufelt werden. Wallartige Aufschüttungen entlang der Hohlwegränder sind Anzeichen hierfür. Auslöser für die Hohlwegbildung ist also die menschliche Tätigkeit des Fahrens und des Reitens, die Hauptarbeit leistet jedoch das fließende Wasser durch Linearerosion. Das Maß und die Geschwindigkeit, mit der die Eintiefungen entstehen, sind abhängig vom geologischen Untergrund, der Widerstandsfähigkeit des anstehenden Gesteins (oder des Erdbodens), dem Gefälle, der Sohlenbelastung (dem Ge-

wicht der Fahrzeuge) und natürlich der Verkehrsfrequenz. Große Probleme bereitete in Hohlwegen der Begegnungsverkehr. Schon aus diesem Grund sind parallel verlaufende Hohlweglinien, sogenannte Wegebündel, keine Seltenheit (Abb. 2; 11). Aber auch wenn Wege zu tief eingeschnitten oder aus anderen Gründen nicht mehr befahrbar waren, mussten sie verlegt werden und führten zu Parallelverläufen und Wegebündeln.

Auffallend im Gelände sind auch Wegedämme (Abb. 3). Ihre Aufwölbung wird verursacht durch einen festen Unterbau, der mehrmals erneuert und erhöht worden sein kann, und der typisch für Römerstraßen und vor allem für Straßen aus der Neuzeit ist. Die Entwicklung von reinen Erdwegen und Fahrspuren zu Kunststraßen (Straßen die ge-

3 Straßendamm der Römerstraße von Donnstetten nach Urspring (hellgrünes Band) bei Westerheim im Alb-Donau-Kreis. Blick nach Westen. Aufnahme 1985.





4 Römerstraße von Ursprung nach Heidenheim bei Geislingen-Waldhausen, Landkreis Göppingen. Der Schnee auf dem nahezu eingeebneten Straßendamm ist abgeschmolzen. Blick nach Norden. Aufnahme 1987.

5 Teilstück der im Steilhang gepflasterten, mit Spurrinnen versehenen Eschelbacher Steige. Länge der Pflasterung einst rund 480 m, Breite etwa 3,0 bis 3,2 m. Im Bild rechts der Pflasterung ist ein parallel verlaufender Hohlweg erkennbar, vermutlich der 1609 mit der Pflasterstraße erwähnte „Beiweg“. Aufnahme 2006.



baut und nicht durch täglichen Gebrauch geworden sind) ging über eine einfache Befestigung der Straßenoberfläche. Anfangs durch Äste oder Prügel (vgl. den Beitrag Million, Kottmann, Buggle in diesem Heft, S. 106), dann über einen Steinbelag bis hin zu einem schichtweisen Unterbau aus großen, unbehauenen Steinen, einer feineren Zwischenschicht und einer Schotterung als Deckschicht. Auf diese Weise wurden schon römische Straßen gebaut und so sind heute noch Straßen mit wassergebundener Straßendecke beschaffen. Terrassenwege, in Hängen oder Bergflanken schräg auf- oder abwärts führend, wurden durch bergseitiges Abgraben und talseitiges Aufschütten angelegt, und sind, da der Erosion ausgeliefert, meist stark verfallen (Abb. 8).

Mit dem Gelände höhengleiche Wegbänder gehören zu den unscheinbaren Relikten von Altwegen, die nur schwer als solche zu erkennen sind und auch ohne tiefergehende Untersuchungen kaum näher angesprochen werden können. Sie zeichnen sich manchmal noch als Steinstreifen im Ackerland ab oder sind im Luftbild an Farbunterschieden zur Umgebung oder des Bewuchses erkennbar (Abb. 4).

Pflasterstraßen und Felspassagen

Etwas Besonderes sind Pflasterstraßen (Abb. 5), wobei darunter eine mit flachen Steinen befestigte Straßenoberfläche verstanden wird. Gepflastert wurde zunächst direkt auf geebnetem Erdboden, später jedoch im Sandbett. Sie sind außerhalb von Städten und Orten eher selten anzutreffen, und wenn, dann meist nur in Steilstrecken. Pflasterungen – einmal abgesehen von gepflasterten Römerstraßen (die in unserem Raum kaum bekannt sind) – waren schon vor dem in Frankreich entwi-

ckelten modernen Straßenbau, dem Chausseebau (ab 1700), verbreitet. So wird zum Beispiel die Eschelbacher Steige (Stadt Neuenstein, Hohenlohekreis) bereits 1609 als Pflasterstraße erwähnt. Der Chausseebau wurde in Württemberg ab der Mitte des 18. Jahrhunderts eingeführt. Ziel war ein ursprünglich für militärische Zwecke ingenieurmäßig geplantes Straßennetz, dessen Straßen möglichst geradlinig verlaufen sollten. Der Straßenkörper wurde, wie oben schon beschrieben, aus Steinen aufgebaut und die Straßenoberfläche gewölbt, um möglichst rasch das Oberflächenwasser abzuleiten. Straßengräben begleiteten die Fahrbahn.

Pflasterungen, die im Bau und der Unterhaltung sehr teuer sind, haben – was überraschen mag – keine besonders große Lebensdauer: In Steilstrecken 30 bis 40 Jahre, dann müssen sie repariert oder gar völlig erneuert werden, wie an der Eschelbacher Steige gezeigt werden konnte. Sind sie einmal ruiniert, können sie kaum mehr befahren werden, im Gegensatz zu Hohlwegen, die mit Haue und Schaufel auf verhältnismäßig einfache Weise wieder fahrbar gemacht werden konnten. Nachteilig ist auch, dass Pflasterstrecken bei Nässe – und vor allem im Gefälle – sehr glatt werden können. Auch Felspassagen sind in unserem Raum etwas Besonderes, anders als bei Gebirgsstraßen, wo sie oft unumgänglich waren. Beispiele dafür sind die verfallene Steige vom Schlüchtal hinauf nach Berau (Gemeinde Ühlingen-Birkendorf) oder der „Sieben-Kreuzle-Weg“ von Albstadt-Ebingen hinauf auf den Großen Heuberg (Abb. 6). Auch in diesem Fall sind, wie bei Pflasterstraßen, Maßnahmen zur Sicherung des Verkehrs notwendig. Diese wurde im Fels wie auch auf Pflasterstrecken durch Spurrillen erreicht.

Als Spurrillen (Geleise) bezeichnet man in das Pflaster oder den Felsuntergrund eingearbeitete (eingemeißelte) Rillen oder die durch lang andauerndes, spurtreues Befahren entstandenen Vertiefungen, sogenannte Gebrauchsrillen, die sich vor allem bei Bergab-Fahrten durch das Blockieren der Räder einschleifen und eine geleiseartige Führung der Wagen mit sich bringen (Abb. 7). Das Ausmeißeln von Spurrillen war notwendig, wenn wegen der Steilheit des Weges, einer Querneigung in Kurven oder ähnlichen Verhältnissen eine Gefahr des Abkommens vom Weg zu befürchten war. Das Ausmeißeln war arbeitsaufwendig und somit sehr teuer. Ein eindrucksvolles Beispiel für eingemeißelte Rinnen ist der oben genannte „Sieben-Kreuzle-Weg“, der zwischen den Geleisen zudem noch Trittstufen für die Zugtiere aufweist (Abb. 6). Viel diskutiert wird, ob Geleise über größere Gebiete hinweg einheitliche Spurbreiten gehabt haben und ob über den Spurrillenabstand die Wege zeitlich eingeordnet werden können. Anders ausge-



drückt: Waren zu verschiedenen Zeiten verschiedene Radabstände in Gebrauch oder sogar vorgeschrieben? Es erscheint aber fast unmöglich, eine einheitliche Spurbreite über größere Gebiete hinweg, mit unterschiedlichen Herrschaften und vor allem unterschiedlichen Maßeinheiten, durchzusetzen. Vorstellbar ist dies jedoch im straff verwalteten Römischen Reich und wurde dort auch wenigstens kleinräumig realisiert.

Linienführung alter Wege

Alte Straßen gingen früher in ihren Linienführungen eine ganz enge Beziehung zum Gelände ein. Sie unterscheiden sich dadurch von heutigen modernen Straßen, die durch die technischen Möglichkeiten der Geländeänderungen mittels Großbaumaschinen kaum mehr an vorgegebene Geländesituationen gebunden sind. Die Linienführung und der Ausbau der Wege hängen auch stark von der Art der Fortbewegung und den verwendeten Fortbewegungsmitteln ab: Werden die Wege von Fußgängern benutzt, werden Tragtiere mitgeführt (Saumverkehr) oder wird geritten, werden für den Warentransport einachsige Karren oder zweiachsige Wagen eingesetzt? Wenn möglich, wurden die Altwegtrassen auf Geländerrücken gelegt, weil dort im Allgemeinen trockenere Verhältnisse herrschen als in Senken oder Tälern. Südhänge, die schneller abtrocknen und schneller schneefrei werden, scheinen ebenfalls bevorzugt worden zu sein. Täler wurden vermieden, da sie oft schattig, dadurch feucht, nass und länger schneebedeckt sind. Ein erhöhter Grundwasserstand führte ebenfalls dazu, Talsohlen zu meiden. Höhenunterschiede wurden direkt, möglichst auf kürzester Strecke angegangen, noch ohne Kehren; erst im neuzeitlichen Straßenbau bildeten sie ein wichtiges Trassierungselement. Grundsätz-

lich wurden in der Neuzeit – wie auch schon in der Römerzeit – lange gerade Strecken bevorzugt. Steigungen können bei vorneuzeitlichen Straßen bis über 30 Prozent erreichen, mit Einführung des Chausseebaus liegen sie unter 20 Prozent. 1820 wurden im damaligen Königreich Württemberg erstmals Grenzwerte für Steigungen festgelegt und zwar je nach Verkehrsbedeutung von 7 Prozent bis maximal 10 Prozent. Unter anderem führten Steigungsprobleme vor allem im 19. Jahrhundert zu Neutrassierungen. Am Beispiel der Neidlinger Steige kann nachvollzogen werden, dass im Laufe der Zeit das Gefälle von 15 Prozent der vermutlich ältesten Straßentrasse über 12 Prozent auf 8 Prozent der heutigen Straße vermindert wurde. Ohne auf das Problem der Datierung von Altwegen einzugehen, lässt sich feststellen, dass Wegenetze und Verkehrsverbindungen sich in ihrer Lage und ihrem Verlauf oft als sehr dauerhaft und statisch erwiesen haben. Die Aussage eines baden-württembergischen Paläolithikers, unsere heutigen Bundesstraßen seien einstige Mammutpfade, trifft diesen Sachverhalt, wenn er auch sicher bewusst überspitzt formuliert wurde.

Begleitbauwerke und Wegbegleiter

Von Interesse sind ebenfalls Wegbegleiter und Begleitbauwerke entlang alter Straßentrassen, die Hinweise auf Funktion und Bedeutung der Verkehrswege geben können. Sie sind in der Regel nur bei neuzeitlichen Altwegen erhalten – bisweilen noch am ursprünglichen Platz, oft auch versetzt, um den aktuellen Verkehr nicht zu behindern. Eine bei Weitem nicht vollständige, quer durch die Zeiten gehende Aufzählung soll eine Vorstellung vom breiten Spektrum der Wegbegleiter und Begleitbauwerke geben:

6 Der „Sieben-Kreuzle-Weg“ von Ebingen hinauf auf den Großen Heuberg (Albstadt-Ebingen, Zollernalbkreis). Abgearbeiteter Fels, präzise ausgemeißelte Spurrinnen und zwischen den Geleisen Trittstufen für Zugtiere. Aufnahme 2002.

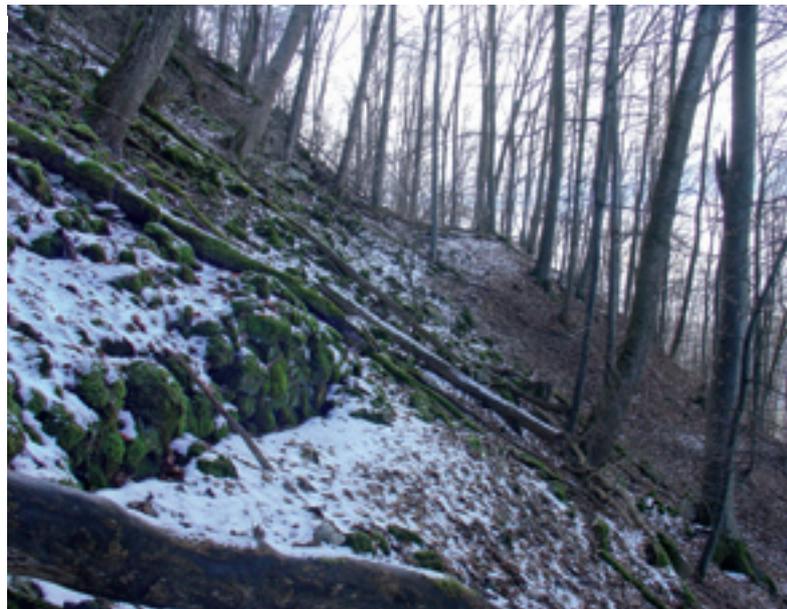
7 Der historische Weg von Rübgarten ins Neckartal (Landkreis Tübingen). Pflasterstraße mit durch Gebrauch eingefahrenen Spurrinnen. Aufnahme 2009.





8 Verfallene Trasse der Alten Steige von Neidlingen über den Hof Reußenstein nach Wiesensteig. In den Steilhang terrassenartig eingearbeitetes Wegband oberhalb der Landesstraße L 1200. Blick bergauf. Aufnahme 2013.

9 Abschnitt der verfallenen Trasse der Alten Steige zwischen L 1200 und dem Hof Reußenstein. Links des zur Hälfte bereits abgerutschten Wegbandes erhebt sich noch eine roh gefügte Stützmauer, die Wegtrasse setzt sich jenseits eines schmalen Berggrutes fort. Blick bergauf. Aufnahme 2011.



Meilensteine können bei Römerstraßen wichtig für die Datierung des Straßenzuges sein. Stundensteine erfüllen einen den Meilensteinen vergleichbaren Zweck, sie sollen über die Angabe der Reisedauer die Länge der Wegstrecke vermitteln. Hinweissteine, zum Beispiel „Radschuh anlegen“ oder „dieser Weeg ist ... verboten“, entsprechen unseren heutigen Verbots- und Gebotszeichen. Steinkreuze, Gruhbänke und Wegweiser sind Wegbegleiter, die derzeit im Zuge der Erfassung von Kleindenkmälern gesichert und auch wieder aufgestellt werden. Wegbegleiter in Form von Kleinfunden (zum Beispiel verloren gegangene Gegenstände, zerbrochene Gefäße, Münzen, römische Schuhnägel) kommen bei Wegen, die bis ins Mittelalter oder gar in vorgeschichtliche Zeit zurückreichen, meist nur bei archäologischen Ausgrabungen zutage. Als Begleitbauwerke seien genannt: Stützmauern an alten Wegetrassen (Abb. 9), Brücken, Brunnen und Tränken sowie Kapellen.

Die Neidlinger Steige(n)

Über die Neidlinger Steige führt der Straßenzug von Kirchheim/Teck über Weilheim und Neidlingen auf die Schwäbische Alb, wieder ins Filstal hinab nach Wiesensteig oder weiter hinauf auf die Albhochfläche bei Westerheim und Hohenstadt. An diesem Aufstieg beim namensgebenden Ort Neidlingen können noch heute drei Straßenlinien verfolgt werden: Die heutige Landesstraße L 1200 mit einer Steigung von 8 Prozent, die gestreckt verlaufende und relativ modern wirkende, circa 12 Prozent steile Neue Steige und die verfallene, durch einen Steinbruch und die Landesstraße unterbrochene Alte Steige (15 Prozent). Besonders interessant ist Letztere, können bei ihr doch fast alle Erscheinungsformen und Verfallstadien einer abgehenden Straße beobachtet wer-

den. Gustav Schwab erwähnt sie in seinem 1823 erschienenen Wanderführer „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ als eine „neu geschlagne schöne Straße“, die an einer Stelle „durch eine tüchtige Felswand gesprengt“ worden sei. Sie beginnt oberhalb von Neidlingen im einstigen Weideland noch vor dem Steilanstieg des Albtraufs als leicht eingesenkter Hohlweg und setzt sich als tiefer Hohlweg im bewaldeten Steilhang fort bis unterhalb der querenden Landesstraße. Jenseits dieser Straße und eines aufgelassenen Steinbruchs verläuft das Wegband terrassenartig schräg zum Hang (Abb. 8) und wird immer wieder durch Erdbeben unterbrochen. Etwas weiter oberhalb begleitet bergseits eine verfallende Stützmauer die teilweise abgerutschte Wegtrasse (Abb. 9). Kurz vor der Traufkante durchbricht die Steige die von Gustav Schwab erwähnte Felsnase. Wenig später wird die Hochfläche beim Reußensteiner Hof, einem einstigen, 1566 bezeugten Maierhof der Burg Reußenstein, erreicht. Die Straße setzte sich vermutlich in Richtung Wiesensteig im oberen Filstal fort.

Die östlich liegende Neue Steige, die schon in dem Forstkartenwerk Andreas Kiesers (entstanden 1680–1687) so bezeichnet wird, beschreibt Schwab nicht. Sie scheint damals in schlechtem Zustand gewesen zu sein, denn kurz danach, in den 1830er Jahren, wurde sie „mit großen Kosten neu angelegt“. Nach dem Bau der heutigen Landesstraße um 1860, mit im unteren Teil neuer Linienführung ab etwa den 1970er Jahren, verlor die Neue Steige ihre Bedeutung, heute dient sie nur noch der Holzabfuhr. Anfänglich verläuft sie gestreckt und mit gleichmäßiger, relativ moderater Steigung. Im weiteren Verlauf im bewaldeten Hang ist an ihrer Bergseite teilweise der Fels abgearbeitet. Insgesamt wirkt die Trasse durch ihre großzügige Linienführung neuzeitlich (Abb. 10). Kurz vor

Erreichen der Hangschulter, dort wo sie mit einer Kehre in die Hochfläche einschwenkt, sind an ihrer rechten Seite zwei ältere abgeschnittene Hohlwegstücke zu erkennen. Ungefähr beim Eckhof, wo auch die Landesstraße die Hochfläche erreicht, endet der Anstieg der Neuen Steige.

Welche der beiden alten Steigen die ältere ist, ist ungewiss. Friedrich Hertlein (1865–1929) etwa vermutet, die Neue Steige sei Teil der Römerstraße, die von Köngen durch das Lindachtal über Weilheim unter Teck nach Wiesensteig führt. Manches spricht dafür, ein Nachweis ist jedoch noch nicht gelungen.

Inventarisierung von Altwegen

Bei der Beschäftigung mit Altwegen fragt man sich, inwieweit diese erfasst werden sollen und wegen ihrer schieren Menge überhaupt erfasst werden können. Glücklicherweise steht den Altstraßenforschern seit gut 10 Jahren ein Werkzeug zur Verfügung, das die bisher außerordentlich mühsame Forschungsarbeit revolutioniert hat: die Nutzung der aus den landesweit vorliegenden Laserdaten des Landesamtes für Geoinformation und Landentwicklung entwickelten Geländemodelle (LIDAR) (Abb. 11). Beim Landesamt für Denkmalpflege wird dieses Prospektionsverfahren seit dieser Zeit angewandt – mit überwältigendem Erfolg.

Zuvor war mit Beginn der 1980er Jahre begonnen worden, im Rahmen des Projekts „Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg“ neben den „klassischen“ Geländedenkmälern, wie Wallanlagen, Viereckschanzen, Grabhügel und anderen, auch Altwegen topografisch aufzunehmen sowie das breite Spektrum der vom Menschen geschaffenen Geländeformen (Wölbäcker und Ackerterrassen, Bergbauspuren, Kanalsysteme, Kohlplatten, Wolfgruben und weitere mehr). Doch dies war oft nur punktuell im Umfeld der klassischen Geländedenkmäler möglich.

Im Idealfall wurden die Altwegen, neben der Dokumentation durch eine topografische Aufnahme, auch beschrieben und dabei die historischen, die topografischen und die technischen Aspekte berücksichtigt. So beispielsweise bei der Eschelbacher Steige geschehen und – eingeschränkt – bei den Altwegen rings um den Heiligenberg bei Heidelberg.

Weil Altwegen als Kulturdenkmale und als verkehrs- und technikgeschichtliche Denkmale aus Unkenntnis und des öfteren auch wegen ihrer Unscheinbarkeit gefährdet sind, durch Baumaßnahmen aller Art und auch durch den modernen Ausbau alter, historischer Trassen, ist es unverzichtbar, sie zu erforschen und gegebenenfalls zu inventarisieren um dadurch Grundlagen für ihren Schutz zu schaffen. Zudem sind sie in topografi-



scher, technischer und geschichtlicher Hinsicht interessant, faszinierend und mit der Lebenswelt der Menschen untrennbar verbunden.

Literatur

Andreas Gutekunst und Jürgen Hald: Eine frühkeltische Wegtrasse bei Hilzingen – weitere Ausgrabungen im Wohnbaugebiet „Beim Steppbachwiesle“, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019, S. 133–136.

Leif Hansen und Ralf Hartmayer, Doris Schmid: Archäologische Ausgrabungen im Zuge der Flurbereinigungsmaßnahmen auf Gemarkung Herbertingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2017, S. 29–32.

Rainer Gross und Dieter Müller: Die Eschelbacher Steige bei Neuenstein-Eschelbach und Waldenburg (Hohenlohekreis). Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg 6, Siedlungs-, wirtschafts- und verkehrsgeschichtliche Denkmäler, Heft 1, Stuttgart 2010.

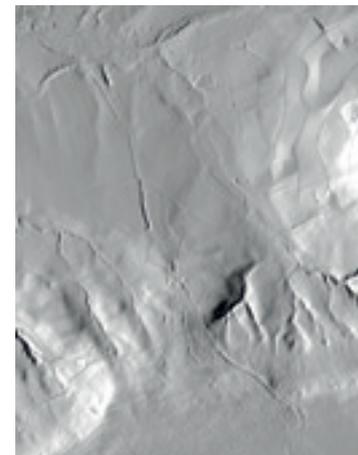
Christoph Morrissey: Zollernalbkreis. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 43, Stuttgart 2003, S. 114–115. (Albstadt-Ebingen: Der Sieben-Kreuzle-Weg in der Riedhalde).

Rolf-Heiner Behrends und Dieter Müller: Die Befestigungen auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Atlas archäologischer Geländedenkmäler in Baden-Württemberg 2, Vor- und frühgeschichtliche Befestigungen, Heft 5, Stuttgart 2002, 93–108 Altwegen.

Dieter Denecke: Methodische Untersuchungen zur historisch-geographischen Wegforschung im Raum zwischen Solling und Harz. Göttinger Geographische Abhandlungen 54, Göttingen 1969.

Dieter Müller
Bergheimer Weg 43
70839 Gerlingen

10 Die Neue Steige von Neidlingen nach Wiesensteig kurz vor Erreichen der Albhochfläche (Aufnahme 2011).



11 Die Eschelbacher Steige im Reliefbild.



Dendrochronologie und Archivrecherchen im Gleichklang

Untersuchungen am neuzeitlichen Bohlenweg bei Schorndorf-Oberberken

In Schorndorf-Oberberken im Rems-Murr-Kreis wurden bei der Erneuerung der heutigen Ortsdurchfahrt im Jahr 2017 Reste eines hölzernen Straßenbelags freigelegt. Die Analyse der Jahrringe der geborgenen Tannenhölzer ergab, dass das Bauholz 1603 und 1738/39 beziehungsweise 1742/43 gefällt wurde. Die jüngeren Daten zeigen eine Übereinstimmung mit historischen Dokumenten: Es ist ein Archivalienkonvolut erhalten, das von den Streitigkeiten der verschiedenen Nachbargemeinden und dem Kloster Adelberg über den Unterhalt dieser wichtigen Fernverbindung zeugt.

Dieser Beitrag zeigt, wie fruchtbar die Zusammenarbeit der Disziplinen Archäologie, Schriftquellenkunde und Dendrochronologie, deren Methoden vorbildlich erläutert werden, sein kann – gerade auf dem Gebiet der Erforschung von Altwegen, die als Teil der ehemaligen Kulturlandschaft rein archäologisch meist nicht leicht einzuordnen und zu datieren sind.

Sebastian Million/Aline Kottmann/Roland Buggle

Fundumstände: Eine ergebnisträchtige Notbergung

Bei Straßensanierungsarbeiten der Wangener Straße (L 1225) in Schorndorf-Oberberken zeigten sich auf der gesamten Länge Holzeinlagen unter dem modernen Fahrbahnbelag, was den Bauleiter sogleich alarmierte. Die Freilegung und Dokumentation des Bohlenwegs, sowie die Beprobung der Hölzer wurde durch den umgehend für eine Notbergung herbeigerufenen ehrenamtlichen Mitarbeiter der archäologischen Denkmalpflege, Roland Buggle aus Schorndorf, durchgeführt. An zwei Stellen fanden sich *in situ* erhaltene Teilstücke eines Bohlenwegs: am Nordende der Baustelle auf einer Länge von circa 2 m (Abb. 1, Fundstelle 1; Abb. 2) und nur wenige Meter südlich davon auf einer Länge von circa 10 m (Abb. 1, Fundstelle 2). Bei Fundstelle 2 wurden zwei übereinanderliegende Holzlagen gefunden, von denen die obere (Abb. 3) etwa 70 cm und die tiefere (Abb. 4) circa 100 cm unter der modernen Fahrbahn lagen. Bei Fundstelle 1 war nur die jüngere der beiden Lagen erhalten. Der Holzbelag besteht aus Spaltbohlen sowie wenigen kleineren Rundhölzern, die nebeneinander ohne Verbindungsstücke direkt in den anstehenden Lehm gelegt worden sind. Die längsten erhaltenen Bohlen sind 2,20 m lang. Allerdings war die östliche Seite die-

ser Hölzer durchweg durch moderne Kanalarbeiten gekappt.

Die Tatsache, dass die Hölzer fast mittig unter der Wangener Straße angetroffen wurden, spricht dafür, dass diese dem Verlauf des alten Bohlenwegs folgt. Reste alter Fahrrielen haben sich einseitig im Holz erhalten (Abb. 5). Aufgrund der Kappung der östlichen Seite der Hölzer durch Kanalarbeiten im 20. Jahrhundert konnte die ehemalige Spurbreite nicht ermittelt werden.

Zufallsfunde: Inzwischen absolut datiert

In Fundstelle 2 wurden zwischen der oberen und der unteren Bohlenlage vier Hufeisen (Abb. 6) und ein kurzes Stück einer Kette mit Riegel (Abb. 8) sehr dicht beieinanderliegend gefunden. Ein fünftes Hufeisen konnte weiter südlich bei Fundstelle 3 geborgen werden. Bei zwei Hufeisen handelt es sich um einen grifflosen Typ, der bereits seit dem Spätmittelalter gebräuchlich war. Dabei ist sowohl die einfachere Ausführung mit sechs Nagellöchern (Typ 2a nach Scholkmann) als auch die laut Scholkmann etwas später auftretende größere Ausführung mit acht Nagellöchern (Typ 2b) jeweils mit einem Exemplar vertreten. In einem der grifflosen Hufeisen steckt noch ein partiell versenkter Breitkopfnagel, der erst Anfang des 17. Jahrhunderts geläufig wurde. Beide zeigen im Schuss eine runde

identische Schlagmarke, weshalb es nahe liegt, dass es sich um zeitgleiche, womöglich aus derselben Werkstatt stammende Exemplare handelt. Alle übrigen Hufeisen sind dem Typ des Griffeisens (Typ 3 nach Scholkmann) zuzuordnen, welches zwar bereits in der Zeit um 1300 zum ersten Mal auftaucht, jedoch bis in die frühe Neuzeit äußerst selten vorkommt. Die beiden Griffeisens aus Oberberken weisen noch sechs Nagellöcher und große Stempel- und Rutenbreiten auf. Die Lage zwischen den beiden Bohlenbelägen und damit die Datierung in die Zeit zwischen 1603 und 1743 gibt einen chronologischen Ansatzpunkt für diese Eisen. Die jahrgenaue Datierung von Befunden und damit auch Funden wurde nur möglich durch die minutiöse Auswertung der Holzproben, die im Folgenden erläutert werden soll.

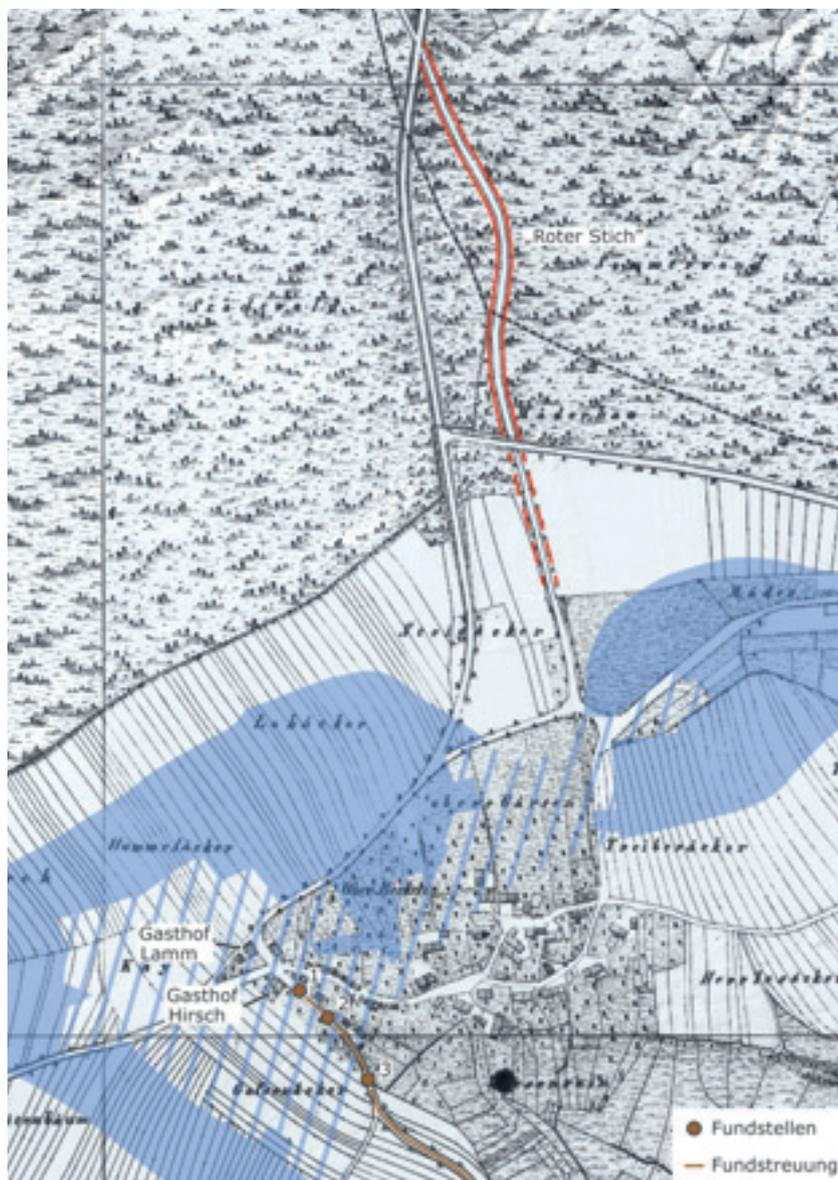
Dendrologie: Was uns das Holz sagt

Aus den beiden Fundstellen sind insgesamt 33 Hölzer im Dendrochronologischen Labor des Landesamts für Denkmalpflege im Dienstsitz in Hemmenhofen ausgewertet worden. Jede der Proben wurde mikroskopisch hinsichtlich holzanatomischer Merkmale untersucht und, sofern möglich, taxonomisch bestimmt. Mit 21 Spaltbohlen war der größte Teil der beprobten Hölzer aus Tanne gefertigt. Zudem fanden sich 12 halbierte Stämme beziehungsweise Rundhölzer aus Pappel (zehn Stück) und jeweils eines aus Birken- und Erlenholz. An den nicht-runden Hölzern fanden sich eindeutige Bearbeitungsspuren. Diese wurden nicht gesägt, sondern gespalten. Auch Beilhiebe zum Ablängen von Ästen waren deutlich erkennbar. Die Spaltbohlen waren bis zu 39 cm breit, im Durchschnitt maßen sie jedoch 23 ± 8 cm.

Für die Aussagekraft der Datierung des Fällzeitpunkts ist der letzte Ring unter der Rinde sehr wichtig, in Fachkreisen wird dieser als Waldkante bezeichnet. Viele Hölzer besaßen eine Waldkante, das Mark war hingegen nur bei den wenigsten Spaltbohlen zu finden.

Dendrochronologie: Die Fälldaten der Bäume

Ziel der Dendrochronologie ist die Datierung von Hölzern. Für die dendrochronologische Untersuchung wird die Breite jedes Jahrrings vom Bauminneren hin zur Rinde gemessen (Abb. 7). In einem guten Wuchsjahr ist der Ring breiter, in einem schlechten wird ein engerer Jahrring gebildet. Die auf diese Weise ermittelten Jahrringkurven können nun mit sogenannten Jahrringkalendern abgeglichen und so das Dendrodatum ermittelt werden. Nur wenn die Waldkante ersichtlich ist, entspricht das nach dendrochronologischen Methoden er-



ierte Jahr des letzten Jahrrings dem Jahr der Baumfällung.

Bei fehlender Waldkante liegt oftmals eine Kernholzdatierung vor. Hierbei können Aussagen zum Zeitpunkt der Bildung des letzten vorhandenen Jahrrings getroffen werden, jedoch ist keine Aussage über den Fällzeitpunkt möglich.

Der Fällzeitpunkt im Jahr kann holzanatomisch unterschieden werden. Der Jahrring ist in Früh- und Spätholz unterteilt, das sich anhand der Größe und der Verteilung von Zellen unterscheiden lässt. Das Frühholz wird zu Beginn der Vegetationsperiode gebildet, es besteht vorwiegend aus Leitungsbahnen mit größerem Durchmesser: bei Laubgehölzen die Tracheen, bei Nadelhölzern die Tracheiden. Die Durchmesser nehmen gegen Ende eines Jahrrings ab, Gleiches gilt bei manchen Baumarten auch für die Anzahl der Leitungsbahnen. Ein Jahrring wird gegen Ende der Vegetationsperiode abgeschlossen, um die in den Blättern beziehungsweise Nadeln über die Photosynthese gebildeten Zucker zu speichern oder für

1 Oberberken im frühen 19. Jahrhundert. Ein Bereich mit „zeitweisem Stauwasser“ aus der Bodenkarte wurde blau markiert und in nicht kartiertem Gebiet ergänzt (blaue Schraffur).



2 (l. o.) Bohlenlage bei Fundstelle Nr. 1. Man beachte die Steinplatten links der Bohlenlage, die eine mögliche Reparatur des Weges darstellen könnte.

3 (l. u.) Obere Bohlenlage bei Fundstelle Nr. 2. Zu erkennen sind die Fahrspuren. Der mit Kies abgedeckte moderne Kanal (links im Bild) stört den Befund.

4 (re. o.) Untere Bohlenlage bei Fundstelle Nr. 2.

5 (re. u.) Deutlich ausgeprägte Karrenspuren auf den Bohlen. Rechts im Bild die moderne Störung.

andere energieverbrauchenden Vorgänge im Baum zu verwenden. Holz anatomisch ist die Jahrringgrenze an einer Linie mit sehr flachen Zellen zu erkennen. Da der darauffolgende Jahrring erst zu Beginn der Vegetationsperiode im Frühling gebildet wird, ist nicht feststellbar, zu welchem Zeitpunkt innerhalb des Zeitraums zwischen Ende der vergangenen und Beginn der neuen Vegetationsperiode (= Ruheperiode) der Baum gefällt wurde. Zur Verdeutlichung dieses Umstandes werden beide Jahre angegeben, beispielsweise Waldkalendarium aus dem Jahr 1738/39, was einer Fällung zwischen dem Herbst 1738 und dem Frühjahr 1739 entspricht. Finden sich jedoch erste Frühholzzellen, kann der Zeitraum der Baumfällung sehr präzise auf den Beginn der Vegetationsperiode eingegrenzt werden, also auf das Frühjahr. Für eine erfolgreiche Datierung sollte die Jahrringkurve mindestens 60 Jahrringe besitzen. Allerdings lassen sich nicht alle Holzarten datieren. Birke, Erle und Pappel gehören zu den schnell wachsenden

Baumarten, oft mit wenigen Jahrringen, die sich zudem nur schlecht für eine Jahrringdatierung eignen. Tanne ist im Gegensatz dazu sehr gut verwendbar. Anhand dieser Kriterien wurde eine Auswahl von Hölzern getroffen, an denen eine dendrochronologische Untersuchung durchgeführt wurde. Im Fall der beiden Fundstellen war demnach die Messung der Jahrringbreiten lediglich bei den Tannenhölzern mit vielen Jahrringen vielversprechend. Die Jahrringkurven jedes Holzes werden anhand der Ähnlichkeit zu anderen Jahrringserien zu Dendrogruppen zusammengefasst, um daraus eine Fundortchronologie zusammenzustellen. Das ist eine Jahrringserie, in der alle datierten Einzelkurven aus einer Fundstelle gemittelt sind. Da die Jahrringkalender ebenfalls aus vielen Einzelkurven bestehen, ist durch das Mitteln vieler einzelner Ringfolgen die Wahrscheinlichkeit höher, dass individuelle Ausschläge einer Jahrringfolge, beispielsweise einer Lichtwuchsreaktion nach dem Fällen eines Baumes in der direkten Nachbarschaft,



6 Die fünf gefundenen Hufeisen: Sie können Typ 2a (unten links), Typ 2b (Mitte) und Typ 3 (übrige Eisen) nach Barbara Scholkmann zugeordnet werden.

durch die hohe Anzahl an Messwerten pro Jahr ausgeglichen werden.

Datierung der verbauten Tannenhölzer

Aus den beiden Fundstellen in Oberberken eigneten sich 18 Tannenhölzer für die dendrochronologische Untersuchung (Abb. 9A). Wie die Befundsituation (circa 30 cm voneinander getrennte Holzlagen) vermuten ließ, zeigen die Jahrringkurven Datierungen aus zwei unterschiedlichen Zeitabschnitten (Abb. 9B). Für den unteren Bohlenweg wurden die Bäume im Jahr 1602/1603 einge-

geschlagen. Hier liegt eine Waldkante mit einem abgeschlossenen Jahrring vor. Eines der untersuchten Hölzer besaß erste Frühholzzellen, die sich zu Beginn der Vegetationsperiode im Frühling 1603 bildeten. Demnach wurde dieser Baum zu Beginn des Frühlings gefällt. Da von einem zeitgleichen Holzeinschlag auszugehen ist, wurden diese Tannen womöglich im April, zu Beginn der Vegetationsperiode gefällt.

Die Bäume zur Fertigung des oberen Bohlenwegs sind in der Ruheperiode der Jahre 1738/39 und 1742/43 eingeschlagen worden, also circa 140 Jahre nach den Bäumen, die das Holzmaterial für den un-



7 Linearmesstisch mit Binokular zur Messung der Jahrringbreiten. Auf dem Messtisch liegt das zu messende Holz.



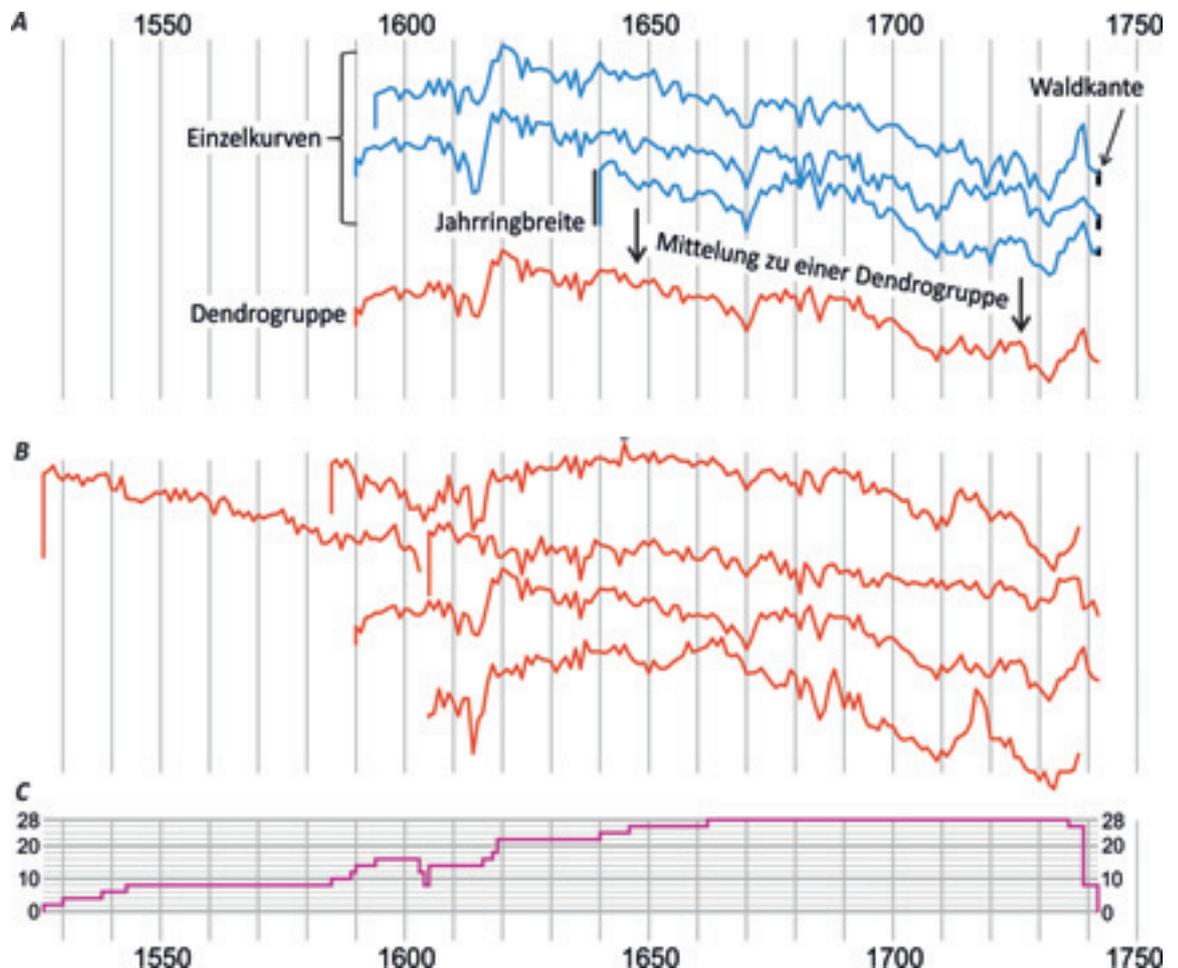
8 Stück einer (Kuh-)kette mit Riegel in Fundlage zwischen oberer und unterer Bohlenlage (Fundstelle 2).

9 Auswertung der Jahrringserien zu der Dendrogruppe 912 aus Fundstelle 2 auf absolutchronologischer Zeitskala.

A: Hier wird beispielhaft die Gruppenbildung dargestellt, in Blau die Einzelserien und darunter in Rot die Dendrogruppe.

B: Hier werden die Jahrringkurven der Dendrogruppen aus den beiden Fundstellen in Synchronlage dargestellt.

C: Anzahl der Jahrringserien, die in der Dendrogruppe gemittelt sind (Belegung).



teren Weg geliefert haben. Welches Jahr nun für den Bau des oberen Bohlenwegs anzunehmen ist, kann nicht angegeben werden. Beides ist möglich: eine frühere Errichtung mit einer vier Jahre späteren Reparatur oder Ergänzung oder ein Bau im Jahr 1742/43 mit bereits vier Jahre lagerndem Holzmaterial.

Anhand der Probenmaße kann auf den Durchmesser der Baumstämme geschlossen werden. Der am mittleren Probenmaß errechnete mittlere Baumdurchmesser war demnach 46 cm, jedoch maximal circa 80 cm stark.

Für eine weitere Auswertung wird das „Muster“ der Jahrringe betrachtet. Das ist das Auf und Ab der Jahrringbreiten, die bessere beziehungsweise schlechtere Wuchsjahre widerspiegeln (Abb. 9A). Jeder Baum zeigt einen einzigartigen Verlauf dieses Jahrringmusters. Die Baumstämme, die aus der jüngeren Ausbesserungsphase stammten, zeigen bei Fundstelle 1 und 2 Ähnlichkeiten im Jahrringmuster, sodass die Herkunft der Hölzer aus demselben Baumbestand angenommen werden kann. Beim Vergleich dieser Jahrringmuster und der mittleren Jahrringbreite vom älteren zum jüngeren Bohlenweg zeigt sich beim Ersteren ein fast doppelt so hoher Dickenzuwachs. Das bedeutet, dass die Bäume, aus denen der untere Bohlenweg konstruiert wurde, fast doppelt so schnell gewachsen

sind und somit in lichterem Wäldern standen. Aufgrund des geringen Holzmaterials, auch, da bei Spalthölzern von etwa 4 m Länge naturgemäß mehrere Spaltlinge aus einem Stamm gewonnen werden, kann nicht gesichert auf die früheren Wälder zurückgeschlossen werden.

Archivalien: Historische Einordnung

Warum an dieser Stelle mehrfach der recht hohe Aufwand getätigt wurde, in eine Dorfstraße große Mengen an Holzmaterial einzubringen, gab vorerst Rätsel auf.

Auf diesem Hochplateau des Schurwalds war ein Bohlenweg nicht erwartet worden. Im Normalfall dienten diese dazu, periodisch- oder dauerfeuchtes Gelände passierbar zu machen. Heutzutage ist das Gelände trocken, allerdings gibt es Indizien für eine lokale Feuchtstelle – die Bodenkarte zeigt direkt am heutigen Ortsrand lehmigen Untergrund, wo zeitweise, insbesondere nach Starkregen Stauwasser auftreten kann. Es könnte also sein, dass die Spaltbohlen eingebracht wurden, um temporär feuchte Stellen im Weg passierbar zu machen. Dass dies mehrfach und in solch aufwendiger Manier geschah, kann nur den Grund in entsprechend weit fortgeschrittenem Ausbau der Infrastruktur gehabt haben. Der Wegeverbindung muss ver-

mutlich eine überregionale Bedeutung zugeschrieben werden. Was also sind die historischen Hintergründe?

Oberberken wird Anfang des 12. Jahrhunderts zum ersten Mal erwähnt und ist seit dem 16. Jahrhundert Teil des Klosteramts Adelberg.

In den Akten des Stadtarchivs Schorndorf fand sich das Protokoll einer Besprechung der verpflichteten Anrainer (herzogliche Forstverwaltung Engelberg, Klosterverwaltung Adelberg, Kommune Oberberken und Stadt Schorndorf) vom 18. November 1740 über die durch den Herzog veranlasste Instandsetzung der Straße von Schorndorf nach Göppingen.

Der Oberberkener Wegeabschnitt war demnach Teil einer Verbindung vom Rems- zum Filstal, durch welches damals die Fernverbindung Mainz-Ulm verlief. Der „Zubringer“ aus dem Remstal überquerte kurz vor Oberberken die höchste Stelle des Schurwalds (513 m ü NHN). Versucht man die Straße über kartografische Quellen weiter in die Vergangenheit zu verfolgen, so wird klar, dass diese von Schorndorf nach Göppingen führende Straße bereits in der ältesten bekannten Karte aus dem 16. Jahrhundert auftritt (Abb. 10). Diese Verbindung trug später den Namen „Heerweg“, was auf eine überregionale Bedeutung schließen lässt. Es ist auffallend, dass diese Straße noch im 18. Jahrhundert weder durch den Ortskern von Oberberken noch denjenigen von Unterberken und Wangen führte. In der Schmitt'schen Karte von 1797 wird sie noch nicht von Bebauung gesäumt (Abb. 11). Unmittelbar an dieser Straße bestehen jedoch die beiden Gaststätten „Hirsch“ (spätestens seit 1762) und dicht daneben das „Lamm“ (seit 1779). Ab 1843 wird mit der „Post“ sogar noch eine dritte genannt. Erst im 19. Jahrhundert entstehen hier erste Wohnhäuser, eine Entwicklung, die zur heutigen Siedlungskonzentration entlang der Wangener Straße führte. Anno 1815 werden 238 Einwohner gezählt. Die Lage und die Anzahl der bezeugten Gasthäuser lässt darauf schließen, dass es sich bei ihnen um Wegestationen gehandelt hat, vermutlich auch mit dem Zweck des Umspannens von Zugtieren.

Da für die Wegeführung abseits der Orte keine topografischen Ursachen vorliegen, könnte dies auf eine für einen speziellen Zweck eingerichtete Straßenverbindung hindeuten. Tatsächlich ist eine Nutzung als überregionaler Handelsweg in verschiedenen Archivalien belegt: Briefe zwischen den beteiligten Parteien berichten schon im 17. Jahrhundert von Streitigkeiten um die Instandhaltung der Straße nach Oberberken beim „Roten Stich“, einem Sumpfbereich am Ende der „Alten Steige“ von Schorndorf herauf in Richtung Adelberg (Abb. 1). Es wird außerdem berichtet, dass die „Mönchsbrücke“ über den Aichenbach



am Anfang dieser Steige im 14. Jahrhundert von den Mönchen des Klosters Elchingen errichtet wurde, um deren Wein – sie hatten große Weingüter um Schorndorf – nach Ulm transportieren zu können. Damals waren die Oberberkener in der Fron, im Herbst täglich einen Weinwagen die Schorndorfer Steige hinaufzubringen. Die Trassenführung dürfte also bis ins Mittelalter zurückreichen.

Einen Schlüsselfund zur Deutung des archäologischen Befunds stellt das oben erwähnte Protokoll vom 18. November 1740 dar: Herzog Karl Friedrich II. hatte den Auftrag zur Instandsetzung der Straße an die Kommunen erteilt, „da bekanntlich diese Straße von Schorndorf auf Göppingen fast durchgehend so befahren, daß zu Beförderung

10 Oberberken („Berkach“) auf einer Georg Gadner zugeschriebenen Karte aus dem 16. Jahrhundert.

11 Auf der Schmitt'schen Karte von Südwestdeutschland aus dem Jahr 1797 ist die Fundstelle mit rotem Pfeil markiert. Norden ist rechts.



Glossar

Leitungsbahnen

Tracheen oder Gefäße der Laubbäume bzw. Tracheiden der Nadelbäume, in denen Wasser und die darin gelösten Nährstoffe aus dem Boden in die Blätter geleitet werden.

Mark

Zentrale Leitungsbahn in der Mitte des Baumstammes. Dort werden beim Höhenwachstum die nötigen Nährstoffe axial transportiert.

Waldkante

Reste von Rinde, Bast oder ähnliche Hinweise für das Vorhandensein des letzten Jahrrings, bevor der Stamm gefällt wurde. Nur wenn sie vorhanden ist, kann eine sichere Aussage getroffen werden, wann der Baum gefällt wurde.

des allgemeinen Handels und Wandels deren baldige Verbeßerung unumgänglich nöthig seyn will“. Aus dem Dokument geht unter anderem hervor, dass die Kommunen hauptsächlich über die Lieferung von „Bruckholz“ und das „bruckhen“ verhandelt haben, also den Einbau von „Bruckholz“. Es wird gefordert, die gesamte Straße von Schorndorf bis Wangen „solchen theils in der alten, theils in einer neuen Route mit Holz und Steinen, in einen überall tauglichen Stand zu stellen“. Auch in anderen historischen Traktaten werden vergleichbare Termini gewählt, was darauf hindeutet, dass es sich um eine viel gängigere Methode handelte als bisher angenommen. Was genau mit „bruckhen“ gemeint war, führen die Oberberken Hölzer gemeinsam mit den zugehörigen Archivalien deutlich vor Augen.

Weitere Hölzer, die auf gesamter Länge der Straßenbaumaßnahme zutage kamen – allerdings nicht mehr in ungestörter Befundlage – weisen darauf hin, dass dies nicht nur an feuchten Stellen geschah, sondern dass Holz als Alternative zu Straßenbelägen aus Stein angesehen wurde (Abb. 1, Fundstreuung).

Die ausführliche Wiedergabe der Verhandlungsergebnisse zeigt außerdem beispielhaft, welche wichtige Funktion die Straßenverbindung für die beteiligten Parteien innehatte. Alle Indizien tragen zu einem schlüssigen Bild bei: Diese alte Fernverbindung umging die Ortskerne direkt und zugleich Steigungen, aber auch feuchte Niederungen. Auf dieser Trasse verkehrten schwere Wagen, unter anderem mit Weinfässern voller Remstalweine, deren Transport für wichtige Akteure (zum Beispiel Kloster Elchingen) von Bedeutung war. Akten, Dendrodaten und archäologischer Befund deuten gemeinsam in die Richtung eines Fernverkehrswegs speziell für den schweren Güterverkehr, dessen Instandhaltung für einige der Anrainer hohe Priorität hatte. Dass der 1740 festgestellte Reparaturbedarf auch tatsächlich direkt umgesetzt wurde, veranschaulichen die Dendrodaten von 1742/43 geradezu bildlich. Dass dieser bereits mindestens im Jahr vor den Verhandlungen schon bestand und einzelne Reparaturmaßnahmen bereits vorgenommen wurden, darauf deuten die geringfügig jüngeren Daten einiger Hölzer von 1738/39 hin. Nicht nur die Dendrodaten, sondern auch das Ergebnis, dass bereits 140 Jahre vorher gleichartige Hölzer in den Wegverlauf eingebaut wurden, belegt die Konstanz von Wegeführung, Bedeutung und vermutlich auch des für den Unterhalt zuständigen Personenkreises.

Fazit

Die Befunde von Oberberken veranschaulichen, wie sich verschiedene Quellengattungen durch

ihre Kombination gegenseitig erklären. Es ist typisch für neuzeitliche Befundsituationen, die sich durch eine erhöhte Quellenfülle auszeichnen, dass kartografische und archivalische Quellen genutzt werden können, um einen vorher nicht erklärbaren Sachverhalt verstehen zu können. Dabei ist ganz besonders zu betonen, dass die Dendrodaten zum einen die Korrelation von Schriftquellen und archäologischem Befund untermauern und zum anderen die in der Archäologie übliche „Rückschreibung“ heutiger Zustände bis in die Zeit um 1600 naturwissenschaftlich belegen konnten. Gerade für Altwege, deren Nutzungszeitraum üblicherweise als sehr lang angenommen wird, jedoch nur in den seltensten Fällen genauer eingegrenzt werden kann, ist dies ein erfreuliches Ergebnis.

Literatur und Archivalien

Walter Rommel: Ortsfamilienbuch der Schorndorfer Stadtteile Ober- und Unterberken, Oberberken, unpubl. Unterlagen Archiv Schorndorf 2018.

Berken, von der Ersterwähnung bis zur Gegenwart. Chronik über 900 Jahre Ober- und Unterberken, hg. v. Förderverein zur Erhaltung und Entwicklung der Dorfgemeinschaft in Ober- und Unterberken, Urbach 2015.

André Billamboz: Dendroarchäologische Untersuchungen in der neolithischen Ufersiedlung von Hornstaad-Hörnle. Siedlungsarchäologie im Alpenvorland, Band 9, Stuttgart 2006, S. 297–414.

Barbara Scholkmann: Sindelfingen – Obere Vorstadt. Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters. Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 3, Tübingen 1978. Akten zur Straße Schorndorf – Adelberg – Göppingen (StadtA Schorndorf 306.5/17 Nr. 104)

Johann Baptist Greger: Anleitung zur Anlegung und Unterhaltung der Vizinalwege. Sulzbach 1824.

Sebastian Million

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Hemmenhofen*

Dr. Aline Kottmann

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*

Roland Buggle

*Hungerbühlstraße 35
73614 Schorndorf*

Zwischen Bewahren und Nutzen

Historische Wasserbauten in Baden-Württemberg

Wasser ist Leben. Jeder heiße Sommer, jeder trockene Winter ruft uns diesen Satz immer stärker ins Bewusstsein. Um wie viel bedeutender muss er in Zeiten gewesen sein, als es noch keine großen Speicherbecken und Fernwasserleitungen für Millionen von Nutzern gegeben hat? Darüber hinaus war Wasser bis in das 19. Jahrhundert hinein eine der wichtigsten Quellen für Antriebsenergie. Um dieses Element vielfältig nutzen zu können, wurden über Jahrhunderte zum Teil umfangreiche Bauwerke errichtet, wie unter anderem am Beispiel Isny gezeigt wird. Deren wirtschaftliche Bedeutung nimmt jedoch immer mehr ab. Außerdem gelten sie als unpraktisch. Gründe genug, die Anlagen aufzugeben und abzurechen, oder doch nicht?

Andreas Haasis-Berner/Lutz Dietrich Herbst/Werner Konold

Wasser ist Leben

Drei Wirtschaftsbereiche benötigten den Bau, die Pflege und die Anpassung technischer Einrichtungen in Fließ- oder Stillgewässern: Verfahrenstechniken wie Müllerei, Gerberei und Färberei waren auf Mühl- und Gewerbekanäle ebenso angewiesen wie der Handel mit Holz auf Flößereianlagen und die Landwirtschaft auf Wässerungsanlagen für Wiesen. In Städten wurden diese Einrichtungen häufig kombiniert, da das Wasser in der Stadt vielseitig genutzt wurde und – angereichert mit Nähr-

stoffen – nach deren Verlassen Wiesen düngte. Wasserbauten vor der Stadt speicherten Wasser, um Mangel und Überfluss ausgleichen zu können. Besonders ab dem Spätmittelalter diente Fisch, den man in Teichen (Weihern) hielt, besonders dem Klerus und den Adligen zusätzlich als Nahrung. Nach Aufgabe der Weiher im 18. und 19. Jahrhundert litten viele Städte wie zum Beispiel Biberach an der Riß unter bis dahin unbekannt gewesenen Überschwemmungen. Die Auffüllung von Gräben und Kanälen in der jüngeren Vergangenheit mag zusätzlich die Hochwassergefahr verschärft haben.

Archäologischer Quellenwert

Um das Wasser seiner Bestimmung zuzuführen, waren meistens Bauwerke (Wehre, Dämme, Kanäle) aus Eisen, Holz, Steinen oder Erde notwendig. Auch bei Anlagen, die in der Zwischenzeit stillgelegt wurden, haben sich erhebliche Teile dieser Bauwerke im Boden erhalten. Sie sind insbesondere deshalb von hohem Interesse, weil in vielen Fällen die verbauten Hölzer eine präzise Datierung erlauben. Reste von Mühlen aller Art werden bei Baumaßnahmen immer wieder entdeckt und wissenschaftlich untersucht (Abb. 1). Weniger im Fokus stehen die zugehörigen Wehre und andere Anlagen – auch die der Flößerei. Diese sind nicht nur durch die natürliche Kraft des Wassers, sondern auch zunehmend durch eine einseitige Interpretation der Europäischen Wasserrahmenrichtlinie und deren rigide Umsetzung bedroht. Vielfach wurden und werden sie aus Unkenntnis ihrer his-



1 Ehemalige, frühneuzeitliche Bauhölzer, die 2016 aus dem Unterbau eines Mühlenwehres im Gewerbekanal bei Waldkirch geborgen wurden.



2 Das historische System der Speicher, Weiher, Kanäle und Verteilerbauwerke südlich von Isny im Allgäu.

torischen Bedeutung beschädigt oder gar entfernt. Welches Potenzial allein in der Erforschung derartiger Bauten liegt, zeigte sich in der archäologischen Untersuchung des Ölmühlenkanals und seiner Wehre in Heilbronn oder des Schwabentorwehrs bei Freiburg. Aber auch die geoarchäologischen Untersuchungen von Teichen und Wasserläufen wie etwa von Maulbronn, die in dieser Zeitschrift schon mehrfach thematisiert worden

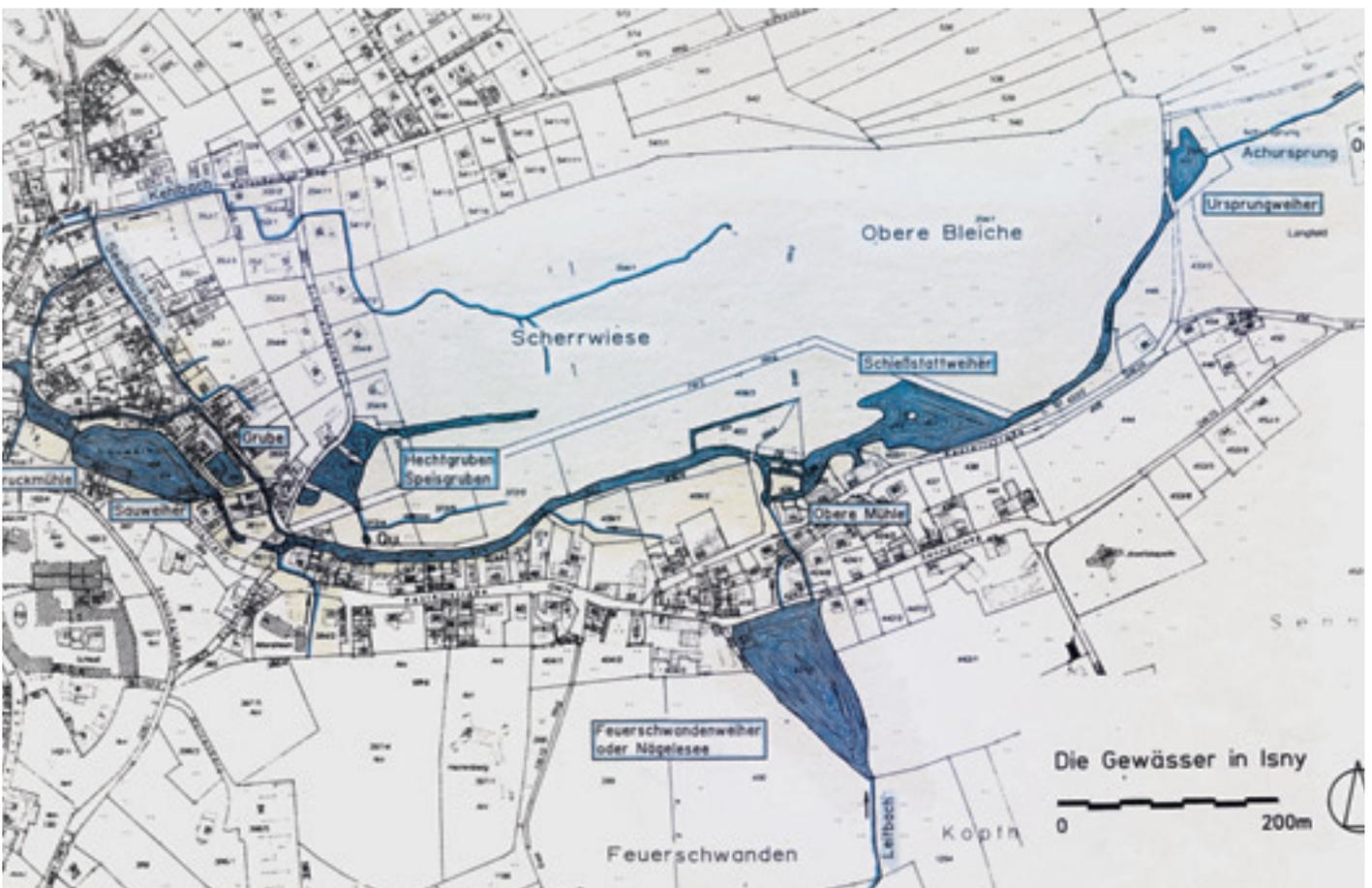
sind, zeigen die Vielfalt der wissenschaftlichen Untersuchungsmöglichkeiten. Das Wassersystem von Maulbronn ist auch Teil des Weltkulturerbes „Kloster Maulbronn“. Technikgeschichtlich bedeutsam sind die Hangkanäle, lässt sich an ihnen doch ablesen, mit wie viel Sorgfalt diese Anlagen geplant und gebaut wurden, um ein größtmögliches Nutzgefälle zu erzielen. Die ungezählten Bauwerke, die im Zusammenhang mit der Flößerei in den großen Waldgebieten Baden-Württembergs errichtet wurden, sind erst zum Teil erfasst und noch kaum in ihrem Zusammenhang erforscht. Dieses wissenschaftliche Potenzial bleibt nur durch die Erhaltung der Baustrukturen und Ablagerungen in einem feuchten Zustand auch für zukünftige Generationen nutzbar.

Die Lebensadern von Isny

Das Zusammenspiel von Hochwasserschutz, Brauchwassernutzung und Wiesenwässerung in Städten ist in Isny im Allgäu noch sehr gut erkennbar, und auch historisch bestens erforscht. Aus diesem Grund sind im Folgenden die wasserbaulichen Elemente beispielhaft ausführlich dargestellt.

Die Stadt Isny, geprägt von einem rauen, niederschlagsreichen Klima, ist auch heute noch in besonderer Weise vom Wasser gezeichnet: für jedermann sichtbar durch die Isnyer Ach, Kanäle, Gräben und Weiher; allesamt Teile eines ehemals großen und ausgeklügelten wasserwirtschaftlichen Systems.

Ganz in der Nähe einer älteren Siedlung wurde 1096 eine Benediktinerabtei gegründet, welche von ihrem Stifter, dem Grafen Manigoldus, unter



anderem mit Wiesen, Mühlen und Gewässern ausgestattet wurde. Das Kloster verstand es geschickt, die wichtigsten Wasserrechte an sich zu bringen, niedergelegt in den „Traditiones“ von 1171, einem Vertrag zwischen dem Kloster und dem „forum villae Ysni“. Es ist von einer unlängst errichteten Mühle, Bächlein, von jüngst angelegten, sorgfältig kultivierten Wiesen die Rede und von Gewässern, die darum herumlägen. Im sogenannten Taidingsvertrag von 1290, einer schiedsgerichtlichen Einigung zwischen dem Kloster und der nunmehrigen Stadt Isny, in der die Wassernutzung großen Raum einnimmt, wird dann *expressis verbis* von ausgedehnten wasserwirtschaftlichen Einrichtungen gesprochen. Das Kloster ließ sich umfangreiche Rechte bestätigen; doch auch die Stadt profitierte von dem Vertrag. Darin geht es vor allem auch um die Bewässerung der Wiesen. Der Taidingsvertrag regelte alle Fragen im Grundsatz, doch zogen sich die Streitigkeiten um Einzelfragen bis zur Säkularisation des Klosters hin, umso mehr, nachdem die im Jahr 1365 reichsunmittelbar gewordene Stadt während der Reformation zum evangelischen Glauben übergetreten war und in ihren Mauern das mit den wichtigen Rechten ausgestattete Kloster saß.

Der alte Markort war ursprünglich zur Isnyer Ach hin orientiert. Nach 1171 dehnte er sich nach Südwesten aus, sodass die Wasserversorgung einer Erweiterung bedurfte. Hierzu bot sich der von Süden kommende Krummbach an, der jedoch im Vergleich zur Ach mit ihrer ausgeglichenen Wasserführung die Gefahr starker Hochwasserabflüsse mit sich brachte, da die Gegend von Isny sehr niederschlagsreich ist (um 1400 mm/Jahr) und es häufig zu Starkregen kommt. Dieses Problem wurde auf geniale Weise gelöst: Im oberen Einzugsgebiet des Krummbachs wurden im Laufe der Zeit mehrere Weiher angelegt, die neben der Fischzucht auch als Wasserspeicher dienten (Abb. 2). Dies waren die beiden Felderholzweiher, der flächenmäßig sehr große Bleicheweiher und der Biesenweiher. Diese Speicher wurden ergänzt von einem ausgeklügelten System aus Überläufen, Streichwehren, Kanälen, Fallen und Schützen, die allesamt dazu da waren, den Krummbach immer mit ausreichend Wasser zu versorgen, zu große Wassermengen von der Stadt fernzuhalten und diese, wenn sie auftraten, dem Rotbach und der Unteren Argen zuzuführen, die die Stadt weiträumig umfließt. Hierbei spielte der Leitbach als letzte Überleitung vor der Stadt eine besondere Rolle. Er zweigte als zunächst künstliches Gerinne nach Osten ab, um nach kurzer Strecke ein natürliches, seichtes Tälchen nach Norden zu benutzen, wo er in der Vorstadt den Feuerschwandenweiher speiste, der seinerseits die Obere Mühle mit Triebwasser versorgte (Abb. 3).

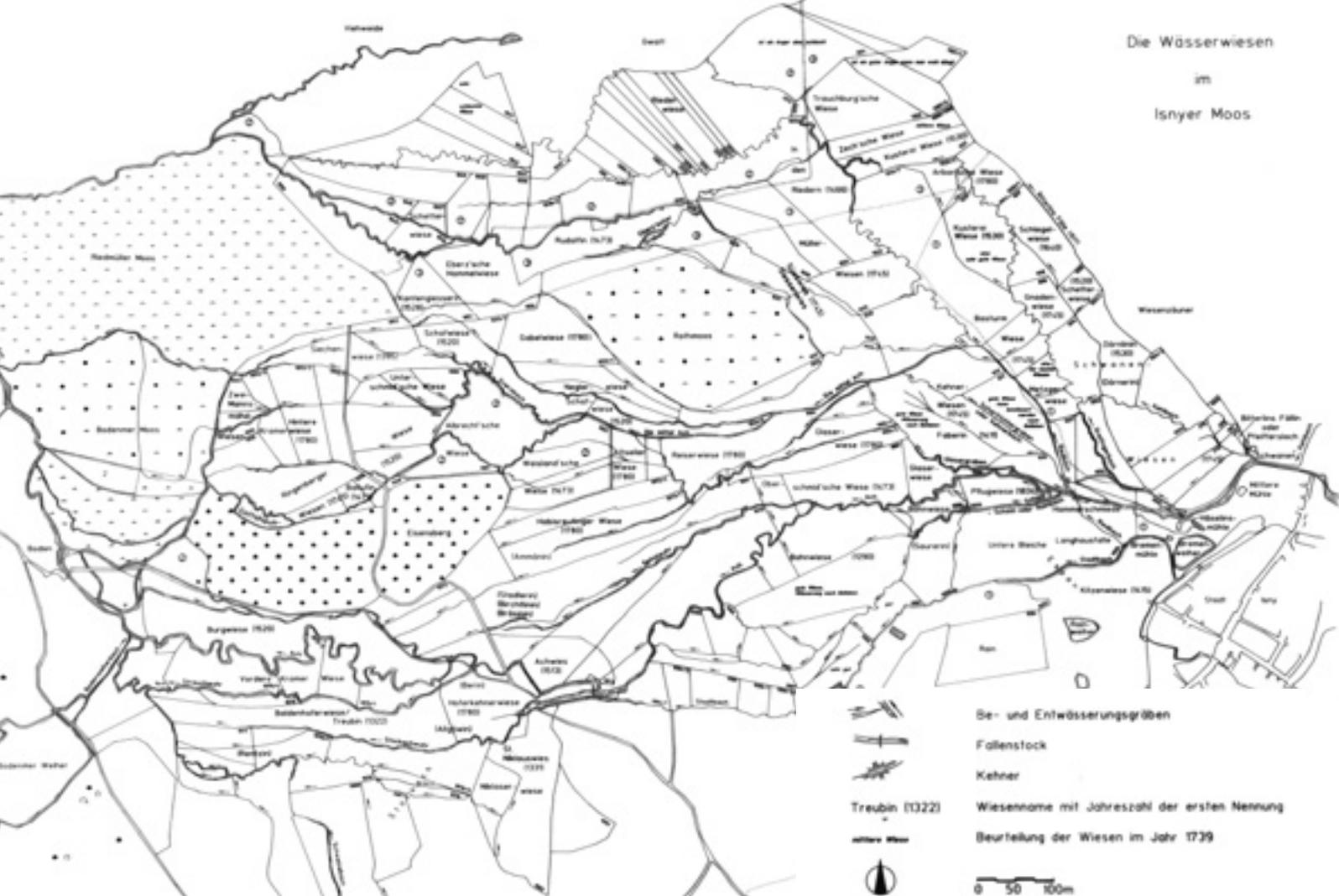


Der Krummbach hingegen eilte, nunmehr völlig gebändigt und geregelt, der Stadtmauer zu, versorgte den strategisch wichtigen Oberen Graben- oder Schwanenweiher mit Wasser (Abb. 7) und trat dann durch eine Doppelmauer mit Turm in die Stadt ein, wo er zum Stadtbach (13. Jahrhundert: „der Bach, der durch die Stadt geht“) wurde, exklusiv für die Bedürfnisse der Bürger und außerhalb des Einflussbereiches des Klosters.

Die zweite Lebensader der Stadt, allerdings nicht exklusiv für die Bürger, zog sich in Gestalt der Ach durch die später so genannte katholische Vorstadt und die Wassertorvorstadt, das gewerbliche Zentrum. Den Ursprung der Ach hatte man zum Ursprungweiher aufgestaut (erstmalig 1476 erwähnt); diesem folgte und folgt heute noch nach kurzer Fließstrecke der Schießstattweiher, heute Insel- oder Sägenweiher, dann der Sauweiher (1528 „suwweyer“), der in klösterlichem Besitz war und als Mühl- und Fischweiher genutzt wurde (Abb. 4). Um den Sauweiher herum führt ein Kanal, an dem sich einige Triebwerke befanden. Nördlich der Ach lag die Obere Bleiche, in der der Kehlbach (= Quellbach, erstmalig 1411 erwähnt) entsprang und sogleich künstlich in Richtung Wassertorvorstadt geführt wurde. Zusätzliches Wasser erhielt er vom Seelhaus-, später Pfannenstielbach. Beide versorgten die Handwerker, insbesondere die Gerber und Färber, mit dem wichtigen Produktionsmittel Wasser; beide konnten mit technischen Vorrichtungen auch der Ach zugeführt oder aber jenseits der Stadt in die Wiesen geleitet werden.

3 Das Gewässersystem in der Stadt Isny. Der Krummbach mündet in den Oberen Grabenweiher und wird dort zum Stadtbach. Alles Wasser, das die Stadt verlässt, eignet sich bestens für die Wiesenbewässerung.

4 Die historischen Gewässer in der Wassertorvorstadt und der Katholischen Vorstadt von Isny im Allgäu.



5 Das nährstoffreiche Wasser wurde großflächig und nach den Besitzverhältnissen exakt gesteuert auf die Wiesen verteilt.

Bis der Stadtbach die Ummauerung wieder verließ, wurde er in vielfältiger Weise gebraucht und angereichert (Abb. 4). Er versorgte die Wette, in denen die Pferde gewaschen wurden und die man auch sicherlich als Feuerlöschteich benutzte und wo sich allerlei Federvieh und die Stadtschweine tummelten.

Es liegt auf der Hand, dass sich gerade dieses angereicherte Wasser ganz hervorragend für eine weitere Nutzung heranziehen ließ, nämlich zur Bewässerung, insbesondere der düngenden Bewässerung der Wiesen (Abb. 5). Diese Kulturtechnik geht in Isny auf das Hochmittelalter zurück und war – wie bereits angedeutet – im Jahr 1290 wesentlicher Gegenstand des Taidingvertrags zwischen Marktort und Kloster. Das nährstoffreiche Wasser von Kehlbach, Seelhausbach, Ach und Stadtbach wurde mithilfe eines ausgefeilten Systems von Fallen, Fachbäumen (die „Scheide“), Aquädukten („Kehner“; Abb. 6), Wuhren, von geschwungenen und geraden Gräben und Rinnen, die jährlich neu gezogen werden mussten, aufgeteilt und verteilt auf städtische, klösterliche und spitälische Wiesen (Abb. 5). Das nährstoffreiche Stadtbachwasser kam ausschließlich auf die zum Teil weit entfernten städtischen Wiesen. Der „Brief der Stadt“ von 1411 vermittelt uns das Bild einer bereits großartig ausgebauten Bewässerungsanlage, bei der die Wasserverteilung auf das Genau-

este in Wässerbüchern und Wiesenordnungen geregelt und von vereidigten Wieswässern – einem städtischen und einem klösterlichen – organisiert war. Diese wurden mit einem Grabgeld entlohnt. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass die damals knappen Nährstoffressourcen optimal genutzt wurden, allerdings verbunden mit einem sehr hohen Aufwand an Arbeit.

Die Bewässerung wurde in Isny erst in den 1970er Jahren endgültig eingestellt. Von dem ausgedehnten und extrem komplexen wasserwirtschaftlichen System sind etliche Bestandteile heute noch vorhanden, sodass man von einer denkmalwürdigen Sachgesamtheit sprechen kann: Weiher, Dämme, Verteilerbauwerke im Süden der Stadt, östlich und nördlich entlang der Ach mehrere Weiher, Kanäle, Gräben und Gruben, Oberer (mit Einlass des Krummbachs/Stadtbachs; Abb. 7) und Unterer Grabenweiher, Bremerweiher (ehemals Pfisterweiher), Stadtgraben (der das kostbare Stadtabwasser auf die städtischen Wiesen führte), Spital-

Glossar

Europäische Wasserrahmenrichtlinie (WRRL)

Mit dieser im Jahr 2000 in Kraft getretenen Richtlinie sollen europaweit einheitliche Standards für den Gewässerschutz erreicht werden. Insbesondere werden Querbauwerke entfernt oder so umgebaut, dass Fische wieder bis zu den Oberläufen wandern können.



6 Der Hoferkehner-Aquädukt der Isnyer Wiesenwässerung gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Westallgäuer Wasserwege.

Fachbaum

Der oberste Balken eines Wehres

Fallen

Absichtlich geschaffener Abfluss des Wassers über das Wehr

Wuhr

Süddeutscher Begriff für einen künstlichen Wasserlauf

graben, weitere frühere Hauptverteiler mit Namen und namenlose Gräben, mit denen mehrere Hundert Hektar Wiesen be- und entwässert wurden. Hier und dort findet man in den Wiesen noch Wehre und Schütze, nicht selten von Weidengebüschen umwachsen. Man kann sicherlich unwidersprochen behaupten, dass die Attraktivität der Stadt Isny zu einem guten Teil mit den wasserbaulichen Zeugnissen zusammenhängt. Ihr funktionales Zusammenwirken von Speichern, Hochwasserschutz, Wasserverteilung, städtischem Wassergebrauch, Stadtentwässerung, Wasserkraftnutzung und Wiesenbewässerung ist noch sehr gut erkennbar.

Touristische Nutzungsmöglichkeiten

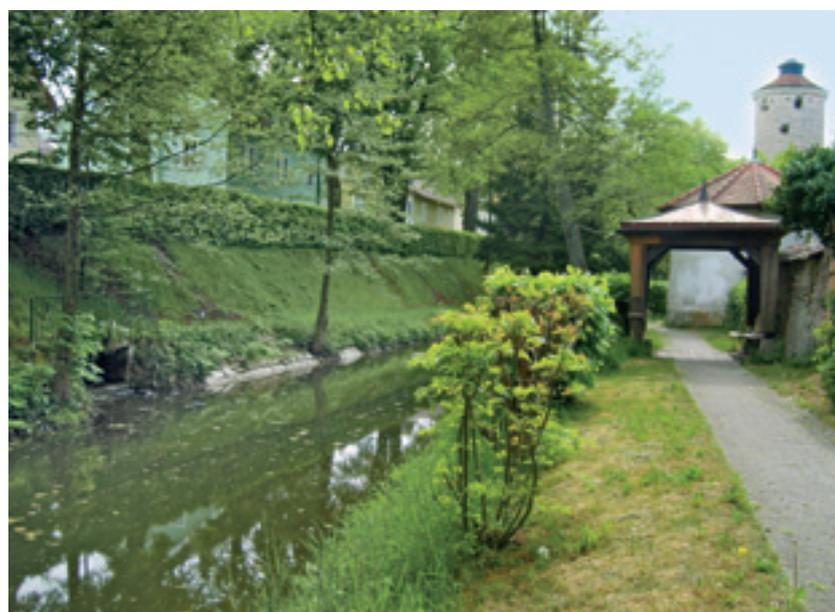
Die Förderung des Tourismus ist keine Kernaufgabe der Landesdenkmalpflege. Ohne Zweifel wird dieser jedoch durch das Bewahren, Erforschen und Präsentieren der Kulturdenkmale vielfach unterstützt. Die Reanimierung wasserhistorischer Kulturdenkmale scheint im Tourismus gut anzukommen. Man denke an die als Waale, Bisses, Suonen, Auals oder Leiten bekannten Bewässerungs- oder Mühlkanäle in der autonomen italienischen Provinz Bozen, den schweizerischen Kantonen Valais und Graubünden und dem österreichischen Bundesland Tirol. Die Systeme der Wasserwirtschaft des Oberharzes und der Stadt Augsburg wurden sogar in der Welterbeliste der UNESCO aufgenommen.

Entsprechend der Tourismuskonzeption Baden-Württembergs im Produktmarkenbereich „Kulturelles Erbe“ könnte die Regionaltouristik da gut mithalten: mit Wanderwegen entlang imponierend geführter Wuhren im Schwarzwald und Triebwerkskanälen in den Hügellandschaften des Landes, Flößereianlagen im Schwarzwald, Bauwerken der Wiesenbewässerung im Oberrheingebiet, Schwarzwald, Odenwald, Schwäbische Alb und

Oberschwaben. Von weiteren eindrucksvollen Mühlkanälen, regelrechten Wassersystemen der Romanik und der Gotik bis hin zur Industriellen Revolution oder Überresten barocker Wasserparks ganz zu schweigen. Das Landesamt für Denkmalpflege, aber auch viele regional tätige Vertreter der Geschichts- und Umweltwissenschaften, historisch-geografischer Arbeitsgemeinschaften und Vereine stünden hier der Touristik fachlich beratend zur Seite.

Als in der Mitte der 1960er Jahre der Krumbach von Ochsenhausen (Landkreis Biberach) beseitigt werden sollte, konnten sich der Kreisbaumeister und einige Gemeinderäte durchsetzen und dies verhindern. Seine Bau- und Nutzungsgeschichte wurde Anfang der 1990er Jahre wissenschaftlich untersucht und mittels Info-Tafeln und einer Broschüre der Öffentlichkeit vermittelt. Inzwischen zählt der ab dem 15. Jahrhundert für das Kloster Ochsenhausen errichtete, natürlich wirkende Mühl- und Spülkanal zu den landschaftlichen Höhepunkten der Oberschwäbischen Barockstraße

7 Der Obere Graben- oder Schwanenweiher in Isny. Das kleine Gebäude markiert den Eintritt des Krumbachs durch die Stadtmauer.





8 *Begehrt: der wasserbauhistorische Wanderweg von Ochsenhausen erläutert den dortigen Krummbach aus dem 15. Jahrhundert.*

9 *Anregung und Erholung am Wasserbau des 12. Jahrhunderts: Der wasserbauhistorische Wanderweg entlang des Stillen Baches von Weingarten.*

und der Mühlenstraße Oberschwaben. Stadtverwaltung und Tourismusgesellschaft bewerben ihn ebenso wie seinen bedeutend umfangreicheren „Waal-Verwandten“, den Stillen Bach des Klosters Weingarten (Landkreis Ravensburg). Dort, wo die eine Fachbehörde verbliebene Kleinkanäle als energetisch unwirtschaftlich und ökologisch fragwürdig bewertet, entdecken andere Fachbehörden deren Reiz. So lädt die interkommunale Oberschwaben-Tourismus GmbH in ihrem Magazin „Himmelreich des Barock“ mit einer doppelseitigen Abbildung eines Fallenstocks in einem Bachlauf ein, „barock zu entspannen – Kulturlandschaft zu genießen“. Die Gemeinde Schemmerhofen (Landkreis Biberach) zeigt auf einer großen Fototafel einen hohen Wasserabsturz und wirbt so für den Aufenthalt am örtlichen mittelalterlichen Mühlbach. Zahlreiche Menschen suchen auf den ebenen Begleitwegen gezielt Erholung. Zusätzlich über Tafeln Fakten von der vielfältigen Nutzung dieser Kulturdenkmale der Archäologie sowie der Bau- und Kunstdenkmalpflege erfahren zu können, bestärkt seine Besucher in der Überzeugung,



hier viel erleben und lernen zu können. Ein touristisches Potenzial, das bereits vor über 30 Jahren von den Südtiroler, Graubündner und Walliser Waal- und Suonenwegen abgeschaut und in Oberschwaben am Stillen Bach von Weingarten und am Krummbach von Ochsenhausen erfolgreich implementiert wurde. (Abb. 8; 9).

Doch auch für das 21 km lange Hochsaler Wuhr zwischen Herrischried und Laufenburg (Landkreis Waldshut) mit seiner teilweise spektakulären Trassenführung lassen sich seit den 1990er Jahren bescheidene Anfänge einer entsprechenden Inwertsetzung erkennen: Eine Wetterhütte an der Murg unterhalb Lochmatt-Mühle wartet ebenso mit mehreren textreichen Info-Tafeln auf wie auch der Standort der Teilung in Hochsaler und Rotzeler Wuhr im Hauholz von Görwihl-Segeten (Landkreis Waldshut) (Abb. 10).

Ohne erlebbaren Wasserlauf, jedoch mit grafisch gelungenen Info-Tafeln des Historischen Vereins Berau (Landkreis Waldshut) lässt sich die Wasserwirtschaftsgeschichte des dortigen Benediktinerinnenklosters am fernblickreichen Höhenweg des Berauer Wuhrs (Abb. 11) nachvollziehen.

Zumindest in einem Abschnitt wird 2021 auch der ehemals 22 km lange Urgraben, ein im späten 13. Jahrhundert für den Betrieb der ältesten bekannten Wasserkunst Europas angelegter Hangkanal, im Bereich der Gemeinde Glottertal durch die Ausweisung eines Lehrpfades touristisch genutzt. Ältere, inzwischen mit der Patina von Flechten und Graffiti überzogene Informationen finden sich an den Bewässerungslehrpfaden im reizvollen Moosalbtal von Marxzell (Landkreis Karlsruhe), in der Weite des Oberrheingrabens bei Stutensee-Staffort beziehungsweise -Blankenloch (Landkreis Karlsruhe) sowie in der Aue des Enzbogens von Vaihingen/Enz-Roßwag (Landkreis Ludwigsburg). In diesem Zusammenhang muss auch die Erläuterung des restaurierten Wasserwehrs im Morretal bei Buchen-Hettigenbeuern (Neckar-Odenwald-Kreis) erwähnt werden (Abb. 12). Der Naturpark Schwarzwald Mitte-Nord wird in den kommenden Jahren entsprechend der Tourismuskonzeption des Landes Wasserbauten der Flößerei



10 *Mit seiner alpin anmutenden Trasse ähnelt das Hochsaler Wuhr bei Görwihl-Oberwihl den Waalen, Suonen und Leiten.*

in den Fokus rücken, sofern die einseitige Interpretation der EU-Wasserrahmenrichtlinie und deren rigide Umsetzung hier überhaupt noch erfasste Kleindenkmale oder Kulturdenkmale der Archäologie beziehungsweise der Bau- und Kunstdenkmalpflege übrig lässt.

Ausblick

Historische Wasserbauten in Gestalt kleiner Stauwehre und Ausleitungskanäle tragen zur Inwertsetzung einer anregenden Kulturlandschaft bei. Das zeigen allein die bislang aus Baden-Württemberg bekannten Beispiele, die mit Sicherheit nicht das gesamte Spektrum wiederentdeckter Kulturdenkmale dieser Art abdecken. Zahlreiche Kleinkanäle im Land dienen auch heute noch der Gewinnung von regenerativer Energie. Darüber hinaus verbessern sie in den Städten im Sommer das Klima spürbar. Und schließlich gibt es auch naturschutzfachliche Gründe, künstliche wasserabhängige Landökosysteme zu erhalten. Die Elzwiesen nördlich von Kenzingen (Landkreis Emmendingen) sind nicht trotz, sondern wegen ihrer zielgerichteten Bewässerung ein europaweit wichtiges Feuchtgebiet für (Zug-)Vögel. Die Wertschätzung der historischen Wasserbauten sollte Grund genug für sämtliche beteiligten Akteure sein, bei anstehenden Revitalisierungen von Fließgewässern, Flurbereinigungen oder auch forstlichen Umgestaltungen miteinander zu kooperieren und gemeinsam nach Lösungen zu suchen, die den unterschiedlichen Interessen Rechnung tragen.

Literatur

Christian Leibundgut/Ingeborg Vonderstrass: Traditionelle Bewässerung – ein Kulturerbe Europas. Bd. 1 und 2. Langenthal/CH 2016.

Ansgar Hoppe: Historische Wasserbauten in Niedersachsen. Fließgewässer im Spannungsfeld zwischen Natur- und Kulturgüterschutz im Kontext der Europäischen Wasserrahmenrichtlinie. In: Neues Archiv für Niedersachsen. Zeitschrift für Stadt-, Regional- und Landesentwicklung. 2/2015: Flüsse in Niedersachsen, S. 114–136.

Werner Konold: Die wasserabhängigen Landökosysteme. Gibt es gemeinsame Strategien von Wasserwirtschaft und Naturschutz zu deren Schutz und Erhalt? In: Hydrologie und Wasserbewirtschaftung 51, 2007, H. 6, S. 257–266

Andreas Haasis-Berner: Wasserkünste, Hangkanäle und Speicherbecken. Eine archäologisch-historische Untersuchung zum Wasserbau im Mittelalter am Beispiel des Urgrabens am Kandel im mittleren Schwarzwald. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 5, Rahden/Westf. 2001.



Lutz Dietrich Herbst: Ausgebaute Fließgewässer des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Oberschwaben als Lernfelder der historischen Geographie (= Weingartener Hochschulschriften, Nr. 17), Weingarten/Württ. 1992.

Werner Konold: Wasser, Wiesen und Wiesenwässerung in Isny im Allgäu. Ein Beitrag zur Agrar- und Stadtgeschichte, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 109 (1991), S. 161–213.

Dr. Andreas Haasis-Berner
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Freiburg

Dr. Lutz Dietrich Herbst
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Prof. Dr. Werner Konold
Landespflege Freiburg – Institut für Naturschutz-
ökologie und Landschaftsmanagement GbR.

11 Eindeutig informativ: der Historische Verein Berau e.V. hat sich der Beschilderung des Berauer Wuhrs angenommen.

12 Der Verein Bezirksmuseum Buchen e.V. rekonstruierte 2013 dieses Wiesenwässerungswehr im Hettigenbeuerner Morretal.



Archäologie rund um den Wunnenstein bei Großbottwar

Ein Forschungsprojekt mit Ehrenamtlichen und Freiwilligen im Landkreis Ludwigsburg

Der Wunnenstein, zwischen Heilbronn und Ludwigsburg gelegen, ist ein beliebtes Ausflugsziel der Region. Von ihm aus genießt man einen herrlichen Ausblick über die Landschaft der Neckarsenke bis zur Schwäbischen Alb am südlichen Horizont. Sagen und historische Quellen zeichnen ein lebhaftes Bild von der Nutzung des Berges im Mittelalter. Wenig bekannt ist dagegen über die vormittelalterliche Geschichte der Erhebung. Lesefunde weisen darauf hin, dass Menschen den Berg bereits in der mittleren Steinzeit und im Neolithikum sowie später in der Bronze-, Eisen- und Römerzeit aufsuchten. Derzeit steht der Wunnenstein im Zentrum eines generationsübergreifenden Projektes des Landesamtes für Denkmalpflege und der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e. V. zur Förderung des Ehrenamtes, dessen Ziel es ist, gemeinsam mit Freiwilligen die archäologische Vergangenheit des Berges zu erforschen. Neben Prospektionen lieferte insbesondere die 2020 begonnene Ausgrabung am Fuß des Osthanges wichtige neue Erkenntnisse zu seiner Nutzung in der ausgehenden Eiszeit und Bronzezeit.

Annkatri Benz/André Spatzier

Bürgerschaftliches Engagement in der Archäologischen Denkmalpflege und -forschung

Ein neues Konzept für die Zusammenarbeit und Einbindung von Freiwilligen und Ehrenamtlichen sowie die Verstetigung von Stellen zu deren Betreuung und Ausbildung stehen schon lange im Fokus des Landesamtes für Denkmalpflege und werden immer wieder gefordert. Dank der Erbschaft von Heinz Adolf Vollmer aus Ludwigsburg, einem Freund der Archäologie, an das Landesamt für Denkmalpflege konnte nun das Projekt „Archäologie rund um den Wunnenstein“ im Kreis Ludwigsburg initiiert werden, dessen zentrales Anliegen neben der Schließung aktueller Forschungslücken die Förderung und die Einbindung ehrenamtlich Beauftragter und Freiwilliger in die archäologische Denkmalpflege und -forschung ist (Abb. 1; 3–4). Aufgrund seiner prominenten Lage, den zahlreichen Hinweisen auf eine lange Nutzung des Berges und bislang fehlender archäologischer Untersuchungen wurde der Wunnenstein als Forschungsobjekt für dieses Vorhaben ausgewählt. Auch die günstigen Rahmenbedingungen vor Ort abseits von intensiv genutzten Wirtschaftsflächen verspra-

1 Gruppenfoto von Teilnehmenden an einer Prospektion im Februar.





2 Blick auf den Wunnenstein mit den benachbarten Erhebungen des Köcherberges und des Forstbergs.

chen, neue Erkenntnisse zu verschiedenen Zeit-
horizonten von der Steinzeit bis zur Neuzeit zu ge-
winnen.

Im Projekt werden historische Aufzeichnungen von Geländebeobachtungen und vorhandene Lesefunde ausgewertet sowie durch Feldforschungen neue Erkenntnisse gewonnen. Die Vermittlung umfangreicher Einblicke in die Arbeitsabläufe und Methoden archäologischer Feldarbeit (Abb. 3) sind dabei ebenso wichtig wie der Erfahrungs- und Meinungsaustausch mit und unter den Freiwilligen und ehrenamtlich Beauftragten. Letzteres dient zugleich der Feststellung aktueller Bedürfnisse, Vorstellungen und Wünsche der Ehrenamtlichen. Dank der regen Mitarbeit von insgesamt 70 Teilnehmenden im Alter von 15 bis über 70 Jahren wurden 2020 gezielte Prospektionen und Ausgrabungen an neuen und bekannten Fundstellen auf dem Berg und im unmittelbaren Umfeld durchgeführt.

Ein geschichtsträchtiger Berg

Der Wunnenstein bildet zusammen mit dem Forstberg und dem Köchersberg ein die Landschaft prägendes Dreigespann am Westauslauf der Löwensteiner Berge (Abb. 2). Bekannt ist die markante Erhebung vor allem durch Erzählungen über die „Anna Susanna“ genannte Kirchturmshocke oder den „gleißenden Wolf“, ein Ritter der Herren von Wunnenstein aus dem 14. Jahrhundert, dessen Bekanntheit vor allem von den Gedichten Ludwig Uhlands herrührt (Abb. 5). Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts wurde der Wunnenstein so zu einem wichtigen touristischen Ziel und Erinnerungsort „vaterländischer“ Geschichtskonstruktion, deren Fokus auf der historisch gut belegten Nutzung vom Mittelalter bis in die jüngere Neuzeit lag.

Der längliche, von Osten nach Westen verlaufende Bergrücken besitzt etwa mittig ein erhöhtes, rund 200 m langes und 50 bis 80 m breites Plateau, dessen heutiges Erscheinungsbild maßgeblich durch mittelalterliche Bautätigkeiten – die Errichtung ei-

ner Kirche und der Burg der Herren von Wunnenstein – geprägt wurde. Neben einem kurzen Durchstich ganz im Osten teilen vor allem zwei tiefe und lange Gräben das Areal in drei Bereiche: das relativ flache „Hinterköpfe“ im Osten ohne sichtbare Bebauungsspuren, jedoch mit relativ geraden Außenkante, das zentral gelegene „Mittelköpfe“ mit vermutlich noch erhaltenen Resten der ehemaligen Burg sowie das „Vorderköpfe“ im Westen, welches den höchsten Bereich der Anhöhe darstellt. Auf Letzterem befand sich neben der einstigen Kirche auch ein Friedhof, der bis 1737 von der Gemeinde Winzerhausen genutzt wurde. Heute steht hier der Aussichtsturm, der aus Resten des ehemaligen Kirchenbaus errichtet worden sein



3 Gemeinsam werden das Grabungsplanum, die Schichten und Befunde dokumentiert.

4 Eine Teilnehmerin beim Vermessen mit dem Tachymeter.



5 Ausschnitt der Karte des Reichenberger Forsts gezeichnet von Georg Gadner, um 1600. Etwa mittig befindet sich der Wunnenstein (hier eingetragen als Winshaimer Berg).



6 Zwei Geschosspitzen, die während der Prospektionen auf dem Wunnensteinplateau gefunden wurden.

soll. Im Norden und Westen begrenzt ein etwa 0,5 bis 1,5 m hoher Wall mit unbekanntem Entstehungszeitpunkt den Gipfelbereich.

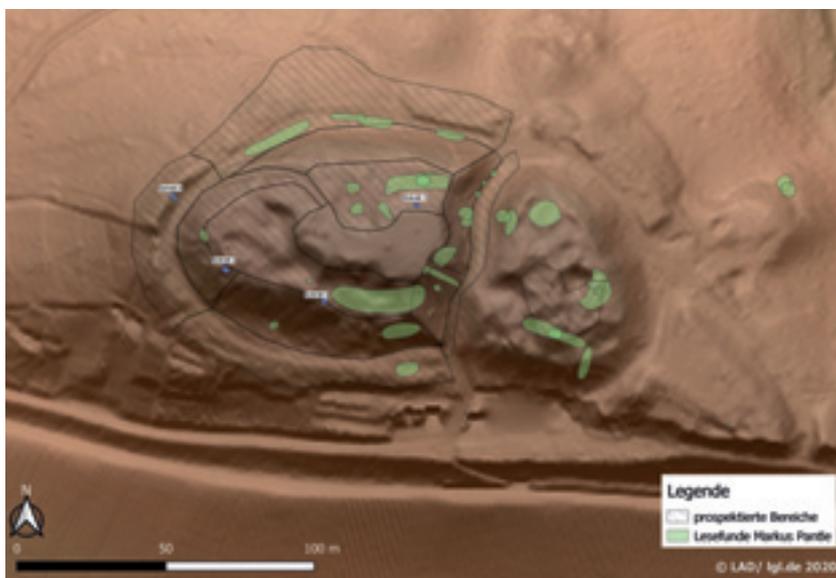
Der großen Anzahl mittelalterlicher Scherben vom Wunnenstein stehen bislang nur wenige römische und kaum vorgeschichtliche Funde gegenüber. Die ältesten sind die von Gustav Riek in der Nähe des Aussichtsturmes gefundenen Steinartefakte angeblich des Mesolithikums (9650–5500 v. Chr.), ein vor wenigen Jahren von Markus Pantle aufgelesenes, neolithisches Grünsteinbeil (Datierung wahrscheinlich ins 4. bis 3. Jahrtausend v. Chr.) sowie eine von Hans Hartmann entdeckte Randscherbe der Urnenfelderzeit (1300–800 v. Chr.). Die römischen Funde sowie die Überlieferung einer Michaelskirche veranlassten Oscar Paret, zu der Annahme, dass auf dem Wunnenstein auch ein gallisch-rö-

mischer Tempel gestanden haben könnte, in Anlehnung an die Befundsituation auf dem Michaelsberg bei Cleebronn. Otto Schäfer legte deswegen 1937 einen Nord-Süd-ausgerichteten Suchschnitt 10 m westlich vom Aussichtsturm an, fand aber weder die erhofften römischen Mauern noch die des ehemaligen Kirchengebäudes, sondern lediglich Knochen des einstigen Friedhofs.

Das Wunnensteinplateau: eine archäologische Herausforderung

Die Voruntersuchungen und Prospektionen auf dem Wunnensteinplateau selbst waren aufgrund der starken mittelalterlichen Überprägung herausfordernd. Der ehrenamtlich Beauftragte Markus Pantle übermittelte seit Jahren der Landesdenkmalpflege immer wieder neue Lesefunde. Für die römischen Funde erstellte er bereits eine Kartierung für das Plateau, in die er auch frühere Fundmeldungen mit einbezog. Seine Fundsammlung wurde gemeinsam mit Dorothea Brenner und Uwe Gross vom Landesamt für Denkmalpflege nun komplett gesichtet und bestimmt. Die gute Dokumentation der Fundlage ermöglichte im Anschluss die Erstellung einer Verbreitungskarte aller repräsentierten Zeitstufen, die später um die Ergebnisse der neuen Prospektionen ergänzt wurden (Abb. 7). Insgesamt 45 Personen, darunter vom Landesamt für Denkmalpflege zertifizierte Sondengängerinnen und Sondengänger sowie Mitglieder der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e. V. nahmen an sechs Begehungen im Februar 2020 teil (Abb. 1). Neben zahlreichen Scherben, Ziegelfragmenten und Metallobjekten

7 LiDAR-Karte des Wunnensteinplateaus. Das heutige Erscheinungsbild wurde vermutlich maßgeblich im Mittelalter und der Neuzeit geprägt.



wurden einige mittelalterliche Geschosspitzen gefunden (Abb. 6). Die Keramikfunde datieren zu meist in das Hoch- und Spätmittelalter (12. bis 15. Jahrhundert), einige Stücke auch in das Frühmittelalter (wohl 8. bis 10. Jahrhundert) und in die späte Römerzeit (wohl 3. bis 4. Jahrhundert). Zudem wurden mehrere Münzen gefunden, von denen Marcus Meyer drei in die Kaiserzeit einordnen kann. Eine 1 x 2 m große Sondage am Hang nördlich des Aussichtsturms offenbarte zudem Schutt eines Dachs aus Nonne-Mönch-Ziegeln, vereinzelte Fragmente spätmittelalterlicher Keramik und Flachglasbruchstücke.

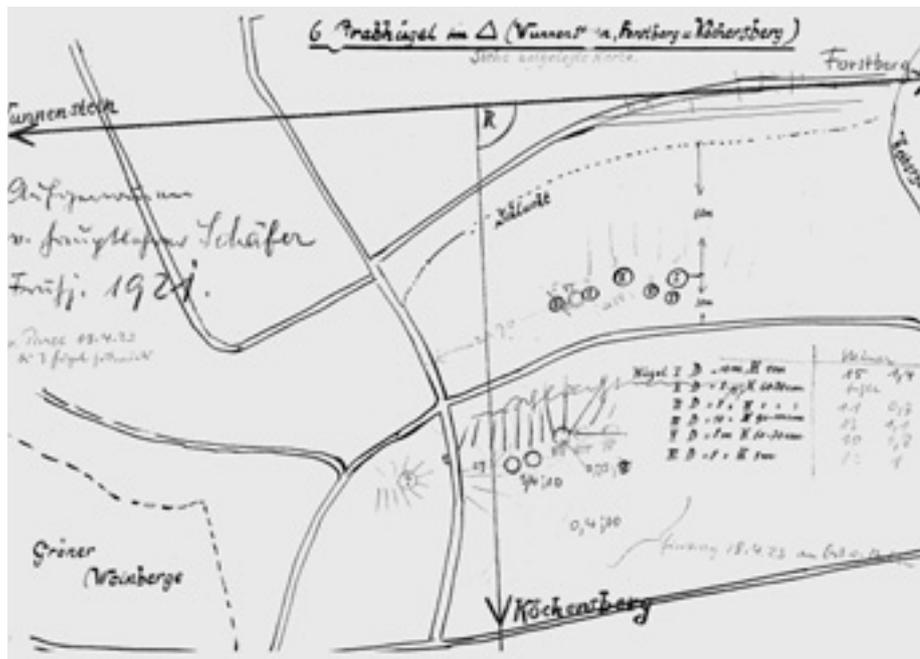
Nekropole am Fuß des Osthangs

Auf den Hügelrücken zweier Ausläufer am Osthang des Wunnensteins, zwischen den Bergkegeln des Forstbergs und des Köchersbergs, beobachteten zwischen 1921 und 1923 die Heimatforscher Schäfer und ein Herr oder eine Frau Steiner zwei Gruppen von insgesamt sechs bis zehn kreisrunden Grabhügeln (Abb. 8). Paret, damals Konservator am Landesmuseum Stuttgart, besichtigte die Stelle in diesen Jahren mehrere Male, zuletzt 1949 nachdem 24 ha des Hofkammerwaldes für eine öffentliche Jungviehweide – daher der heutige Name des Gewanns – sprenggerodet worden waren. Die Aufzeichnung von diesem Besuch berichten, dass die nördliche Gruppe von „Farn überwachsen war und daher schwer erkennbar“ sei, „die südliche Gruppe (3 Hgl.) lag ganz frei und war überpflügt“. Auf der 1949 angefertigten Karte sind neben sechs Hügeln der nördlichen Gruppe auch die drei der südlichen Gruppe in einer Distanz von 150 m und getrennt durch eine Senke eingezeichnet.

Heute sind von der nördlichen Gruppe noch alle sechs Hügel gut im Gelände erkennbar. Sie liegen teils im Wald, teils auf einem Wiesenstück. Von der südlichen Gruppe ist lediglich die im Wald liegende und von Steiner 1923 mit einem „?“ gekennzeichnete Erhebung obertätig sichtbar. Untersuchungen mittels Georadar durch die Firma Ostalb-Archäologie GbR lassen auf dem nach Osten auslaufenden Höhenrücken deutlich drei kreisrunde Anomalien erkennen, die in Größe und Anordnung mit den einst von Paret, Steiner und Schäfer beschriebenen Hügeln der südlichen Gruppe übereinstimmen.

Ausgrabungen an zwei Grabhügeln

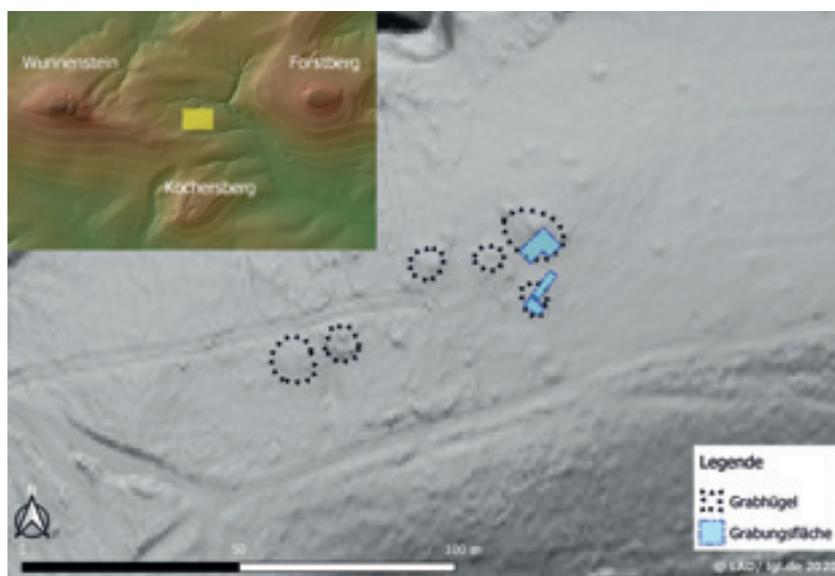
Am 22. Juni 2020 startete eine sechzehnwöchige Grabungskampagne zur Untersuchung zweier Hügel der nördlichen Grabhügelgruppe (Abb. 9; 12), bei der knapp 40 Freiwillige mitwirkten – in kleinen Gruppen von bis zu acht Personen und mit einem



zuvor ausgearbeiteten Hygienekonzept zur Einhaltung der geltenden Corona-Bestimmungen. Beide Hügel sind heute noch sichtbar, besonders deutlich der größere mit einer erhaltenen Höhe von bis zu 1,3 m und 12,9 bis 15,5 m Durchmesser. Dagegen ist der kleinere nur als flache Aufwölbung, die fließend im Gelände ausläuft und daher in ihrer Ausdehnung schwer definiert werden kann, erhalten. Auf den Messbildern der schon genannten Prospektion mittels Georadar zeichneten sich jeweils ringförmige Anomalien von etwa 4,5 m und 9,5 m Durchmesser ab. Um diese zu verifizieren und genauere Erkenntnisse zu Datierung und Aufbau der beiden Hügel zu erlangen, wurden zwei kleine Grabungsflächen geöffnet. Die begonnenen Ausgrabungen erfassen etwa ein Viertel des größeren Grabhügels, dabei wurde ein über die gesamte Fläche verlaufender Steinkranz freigelegt. Die Sichtfront dieser ordentlich aus

8 Skizze der Grabhügelgruppen, die im Bereich des Gewanns Jungviehweide beobachtet wurden. Die Notizen beginnen 1921. Die letzte Bemerkung stammt von Oscar Paret 1923.

9 Nördliche Grabhügelgruppe mit den beiden Grabungsschnitten.





10 Eine Auswahl an Silixfunden aus den Hügelschüttungen der beiden Grabhügel.

Sandsteinen gesetzten Hügelaufbau bilden größere Steine mit gerader Außenkante, dahinter sind meist kleinere Steine verbaut. Auffallend ist eine größere Steinplatte im Süden, an der der Steinkranz scheinbar unterbrochen ist. Bislang wurden nur die obersten Zentimeter des Hügels ausgegraben, datierende Funde oder für eine Altersbestimmung geeignetes Material dabei noch nicht entdeckt. Allerdings sind Grabhügel mit Steinkränzen dieser Größe typisch für die Hügelgräberkultur der mittleren Bronzezeit (1650–1300 v. Chr.) sowie für die eisenzeitliche Hallstattkultur (800–450 v. Chr.). Dadurch ergeben sich erste Hinweise für die zeitliche Einordnung der Nekropole am Ostfuß des Wunnensteins.

Die Grabung im Bereich des kleinen Hügels ergab, dass für seine Errichtung zunächst wohl der Oberboden abgetragen und im Anschluss Erdmaterial, mutmaßlich aus der unmittelbaren Umgebung, aufgeschüttet worden war. Nahe seinem Mittelpunkt befand sich im unteren Bereich der Aufschüttung eine Grube mit einer ausgeprägten Holzkohlekonzentration, jedoch konnte vor Ort kein Leichenbrand beobachtet werden. Die im Block geborgene Holzkohlestücke werden derzeit freigelegt und bestimmt. Die Radiokarbondatierung zweier zuvor schon entnommener und bestimmter Holzkohlen deutet auf ein mittel- bis spätbronzezeitliches Alter der Grube hin.

Obwohl das geborgene Sediment aufwendig gesiebt wurde, fanden sich keinerlei Keramikscherben, dafür aber eine größere Zahl kleinster Silixartefakte inner- und außerhalb der Aufschüttungen beider Hügel (Abb. 10).

Verlagerte Steinzeitfunde

Die Entdeckung der Silices ist ein unerwartetes Ergebnis angesichts des Umstands, dass Grabhügel jener Art frühestens im dritten vorchristlichen Jahrtausend errichtet wurden. Die nur wenige Millimeter bis zentimeter großen Silixartefakte deuten

auf eine Datierung in die Mittelsteinzeit vor etwa 7500 bis 11 500 Jahren, insbesondere zwei so genannte Mikrolithen. Die geborgenen Funde sind aus verschiedenen Gesteinsarten und umfassen Mikroklingen und Lamellen, mindestens ein daraus hergestelltes kantenretuschiertes Artefakt und Abschlüge, zudem zahlreiche Absplisse und Trümmerstücke. Wenige weisen feine Risse und Graufärbung, so genannte Krakelierung, infolge intensiver Hitzeeinwirkung auf.

Diese offenbar sekundär verlagerten Silices lassen die von Riek im Bereich des Aussichtsturms gefundenen angeblich mesolithischen und heute leider verschollenen Steinwerkzeuge in einem anderen Licht erscheinen. Eine detaillierte Untersuchung der Neufunde wird klären, ob sie die Anwesenheit von Jägern und Sammlern nach dem Ende der letzten Eiszeit auf dem Wunnenstein und seinen Ausläufern belegen.

Vermittlung an die Öffentlichkeit

Die Vermittlungsarbeit zur regionalen Archäologie musste angesichts der Pandemiesituation des letzten Jahres weitgehend entfallen. Jedoch fanden zwei Termine im Rahmen des Ferienprogramms Großbottwar sowie die Besichtigung der Arbeiten durch eine Feriengruppe des CVJM Großbottwar statt. Gemeinsam mit den jungen Besuchern wurden archäologische Spuren im Gelände gesucht und die laufenden Arbeiten beobachtet. Begeistert konnten die kleinen Steinwerkzeuge, die eigene feldarchäologische Betätigung bei einer nacharrangierten Ausgrabung, das Durchsuchen von gesiebttem Material (Abb. 11) sowie das Anfertigen von „Grabbeigaben“ nach dem Verzierungsmuster der sogenannten Alb-Hegau-Keramik der Hallstattzeit.

Im Rahmen der Denkmalreise 2020 besuchte Katrin Schütz, Staatssekretärin im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg, die Ausgrabung im vergangenen September. Sie lobte das Engagement der Teilnehmerinnen und Teilnehmer und betonte die Bedeutung und Wichtigkeit des Ehrenamts für die Denkmalpflege (Kurzlink: Youtube <https://t1p.de/82rw>). Bei der Führung über die Grabungsflächen und der Sichtung der Funde sowie anhand der aufgestellten Informationstafeln informierte sich Frau Schütz über Ziele und erste Ergebnisse des Projektes. Zudem brachten die Projektteilnehmenden auf farbenfrohen Ausdrucken die Beweggründe für ihr Engagement in der Archäologie oder ihre Projektteilnahme zum Ausdruck. Die gesammelten Statements können auf der Homepage der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V. im Archiv/Lehrgrabungen nachgelesen werden (Kurzlink: <https://t1p.de/qwd9>).

11 Kinder beim Durchsuchen des gesiebten Materials.





Ausblick

Das Projekt zeigt einmal mehr, wie fruchtbar und wichtig die Zusammenarbeit zwischen Freiwilligen und der Landesdenkmalpflege ist. Bereits jetzt erweitern die ersten Ergebnisse der realisierten Feldforschungen unseren Wissensstand über Freilandfundstellen der mittleren Steinzeit und erbringen neue Erkenntnisse zur Bedeutung des Wunnensteins während der Bronzezeit. Zudem deuten sich, trotz der starken Überprägung in Mittelalter und Neuzeit, mögliche Bereiche der vormittelalterlichen Nutzung des Wunnensteinplateaus an. Auch vor dem Hintergrund der coronabedingten Einschränkungen konnten zahlreiche Aktivitäten durchgeführt werden, die ohne die Hilfe der engagierten Teilnehmer und Teilnehmerinnen in diesem Umfang so nicht umsetzbar gewesen wären. Das Projekt zeigt zudem, wie wichtig der Austausch aller am Denkmalschutz Beteiligten ist und wie bedeutsam Räume sind, um neue Formen der Zusammenarbeit auszuprobieren.

Dies soll 2021 weiterverfolgt und intensiviert werden. In Abhängigkeit von den Regelungen der sicher noch andauernden Pandemielage ist die Fortsetzung des Projektes geplant: Insbesondere sollen die Ausgrabung des größeren Grabhügels abgeschlossen sowie kleinere Sondagen und Prospektionen im Bereich des Wunnensteinplateaus erfolgen. Aktuelle Informationen sind auf den Webseiten der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e. V. und der eigens geschaffenen Projektplattform zu finden. Interessierte Freiwillige sind herzlich eingeladen, im Projekt mitzuarbeiten und Kontakt aufzunehmen.

Danksagung

Unser herzlicher Dank geht an: Markus Pantle, dessen langjähriges ehrenamtliches Engagement vor Ort eine wichtige Grundlage für das Projekt schuf; Franz Hoffmann für Aufbau und Betreuung der Projekt-Plattform als Kommunikationswerkzeug; Wilhem Schmidbleicher, die Hofkammer des Hauses Württemberg und die Stadt Großbottwar als Flächeneigner und -verwalter für die Genehmigung und Unterstützung der Feldarbeiten; die Naturschutzbehörde des Landkreises Ludwigsburg.

Literatur

Günther Wieland: Großbottwar-Winzerhausen, In: Vor- und Frühgeschichte im Kreis Ludwigsburg, Stuttgart 1932, S. 218–219.

Hermann Ehmer: Der gleißende Wolf vom Wunnenstein. Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adligen, Forschungen aus Württembergisch-Franken, Bd. 38, Sigmaringen 1991.

Oskar Paret: Die Römer in Württemberg, Bd. 3: Die Siedlungen, Stuttgart 1932, S. 174–175.

Annkatrin Benz

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Ludwigsburg*

André Spatzier

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen*

12 Blick auf die 2020 angelegten Grabungsflächen. Deutlich erkennbar ist der Steinkranz des größeren Hügels.



Häuser, Palisaden – und „Gärten“? – vor über 5000 Jahren Das neolithische Dorf Überlingen-Osthafen

Ob schon die jungsteinzeitlichen Bauern der Pfahlbausiedlungen am Bodensee Linsen und Erbsen in Gärten im heutigen Sinne angebaut haben, ist nicht genau zu sagen. Ungeachtet dessen bot die 2021 in Überlingen stattfindende Landesgartenschau einen Anlass, die spätestens seit 1935 bekannten Pfahlfeldreste vor Überlingen durch die Landesdenkmalpflege näher zu untersuchen, um diese besser schützen zu können. Dabei wurden der Erhaltungszustand erfasst sowie neues Material für Datierung und Untersuchung der Holzarten geborgen, Funde aus privaten Sammlungen und dem Stadtmuseum Überlingen gesichtet und neu eingeordnet. Die jungsteinzeitliche Siedlung existierte nach ersten Ergebnissen der laufenden dendrochronologischen Analysen ab dem Jahr 3197 v. Chr. Ihr Beginn ist somit etwa 20 Jahre vor der ersten Bauphase der nahegelegenen Seeufersiedlung von Nußdorf-Strandbad anzusetzen. Im Umfeld, dem heutigen Stadtgebiet, wurden Äcker bewirtschaftet und neben Getreide Lein und Mohn angebaut, wie erste archäobotanische Analysen zeigen.

Joachim Königer/Sabine Hagmann/Tanja Märkle/Elena Marinova/Oliver Nelle

Glossar

Brandschicht

Eine Kulturschicht, die überwiegend aus dem Schutt abgebrannter Pfahlhäuser besteht.

Detritus

lat. „Abrieb“, bezeichnet zerfallende organische Substanzen (Reste von toten Pflanzen und Tieren) in Gewässern im Zustand der Aufschließung, bildet die Matrix der Kulturschichten.

Horgener Kultur

eine jungsteinzeitliche Kultur zwischen 3400 und 2800 v. Chr. auf dem Gebiet der Schweiz und des südlichen Baden-Württembergs, mit zahlreichen Seeufersiedlungen.

Pfähle vor Überlingen – schon lange bekannt?

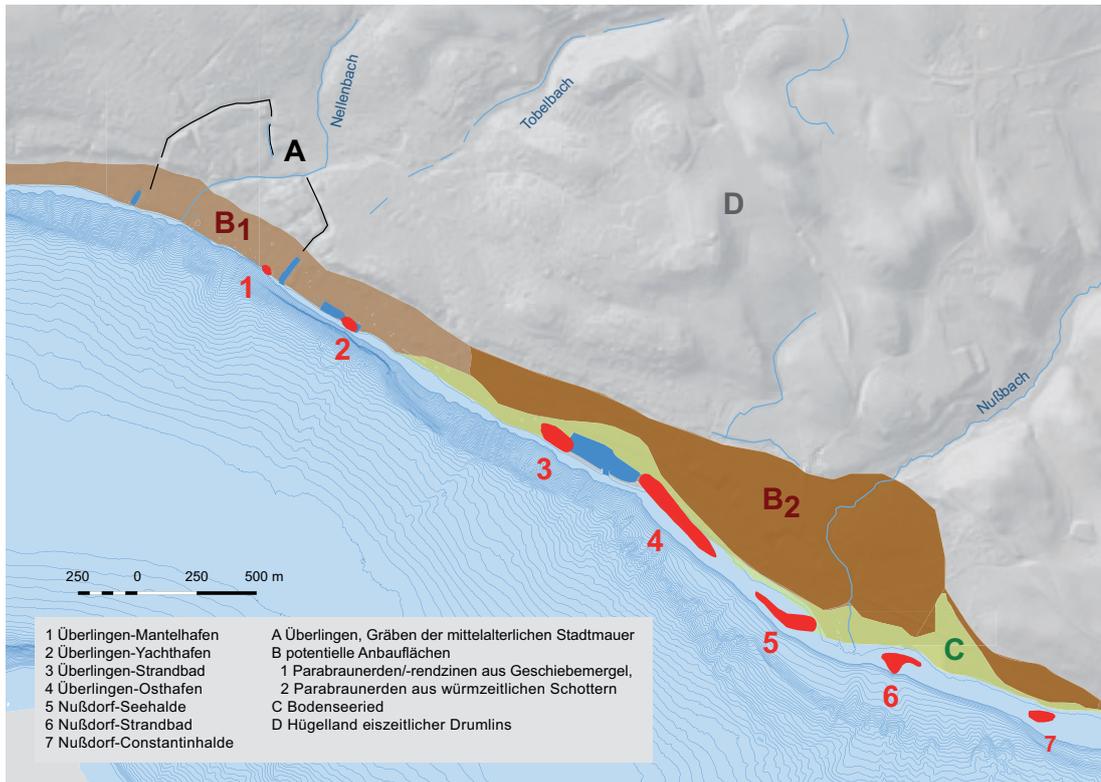
Mit der Landesgartenschau rückten die Überlinger Pfahlbauten in den Fokus der Denkmalpflege. Der Bodensee gilt manchen „als Wiege der deutschen Gartenbaukunst (...).“ Schon die Menschen in den prähistorischen Pfahlbausiedlungen am See gärtnernten“ (aus: Sehnsuchtsorte, Magazin der Schlösser, Burgen, Gärten und Klöster in Baden-Württemberg 2020/21). Allerdings dürften die jungsteinzeitlichen „Gärten“ kaum dem entsprechen haben, was heute unter einem Garten zu verstehen ist.

Die Überlinger Pfahlbauten standen lange Zeit im Schatten der bereits in den 1860er Jahren entdeckten Seeufersiedlungen im benachbarten Nußdorf und Maurach, die leichter zugänglich und durch ihren Fundreichtum wesentlich lukrativer waren. Dem Archiv des Überlinger Stadtmuseums zufolge dürften die Überlinger Pfahlbauten frühestens in den 1880er Jahren entdeckt worden sein. Frühe Fundvermerke datieren in die 1890er Jahre. In den einschlägigen Veröffentlichungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurden dagegen für das Ufer der Stadt Überlingen keine Pfahlbauten vermeldet. Spätestens im Jahr 1935 müssen Pfähle und Strukturen jedoch bekannt gewesen

sein: Auf der von Ludwig Erb angefertigten geologischen Spezialkarte von Baden (Blatt Mainau) wird am Ufer vor Überlingen ein ausgedehntes Pfahlbauareal ausgewiesen.

Bis Anfang der 1990er Jahre basierte das Wissen zu den Überlinger Seefundstellen auf Angaben der Sammler, die seit den 1960er Jahren Funde aufgelesen hatten und Angaben zu den Fundarealen machten. Demnach stammte das Fundmaterial aus den Flachwasserzonen östlich des 1977 angelegten Osthafens und westlich davon aus dem Bereich des heutigen Strandbades.

Die zwischen 1993 und 2003 vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg durchgeführten Prospektionsmaßnahmen brachten erste Informationen zur Ausdehnung und zum Zustand der einzelnen Fundstellen. Demnach lassen sich vier Siedlungsareale unterscheiden (Abb. 1). Kulturschichten und Pfahlfeld in nennenswerter Ausdehnung konnten indes einzig für die Station Überlingen-Osthafen festgestellt werden (Abb. 2). Die Ufersiedlungen am Mantelhafen und am Strandbad liegen überwiegend unter Uferaufschüttungen und sind somit Nachforschungen weitgehend entzogen. Die Station am Yachthafen wurde seit dessen Anlage in den 1930er Jahren sukzessive durch ausgreifende Baggerungen bis auf Kulturschichtreste vor der Schwallwand des Hafens größtenteils beseitigt.



1 Ufersiedlungen in der Siedlungskammer von Überlingen-Nußdorf.

Kulturschicht

Im wassergesättigten Milieu der Seesedimente unter Sauerstoffabschluss hervorragend erhalten gebliebener Siedlungsabfall. Insbesondere hervorzuheben sind die zahlreichen makroskopischen und mikroskopischen Pflanzenreste (Früchte, Samen, Blätter, Pollen, Hölzer) und Tierreste (neben Knochen und Geweih auch Insekten- sowie Parasitenreste) die außerhalb der Feuchtgebiete und Seen kaum erhaltungsfähigen organischen Funde wie z. B. gewebte Textilien aus Flachs oder Geflechte aus Gehölzbast, darunter Netze und Schnüre, Reste von Schuhen und Hüten, Holzgegenstände und -abfälle (Beilgriffe, Pfeile und Pfeilbögen, Holzabfälle wie Späne).

Sämtliche Siedlungsreste am Mantelhafen und am Yachthafen liegen ganzjährig zum Teil in erheblicher Wassertiefe. Ohne Tauchausrüstung sind nur die landseitigen Areale am Osthafen zugänglich.

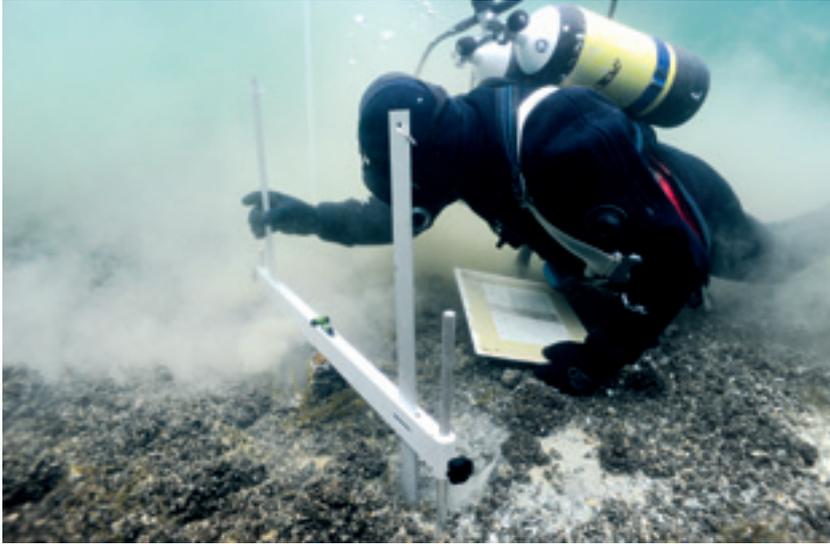
Überlingen-Osthafen

In einem ersten Prospektionstauchgang im Jahr 1993 konnte östlich des Osthafens das Pfahlfeld und an dessen seeseitigem Rand ein an der Oberfläche austretender Kulturschichtstreifen lokalisiert werden. In weiteren Tauchgängen wurde das Fundareal mehrfach abgeschwommen, die an der Oberfläche sichtbaren Pfahlfeldbereiche und Kulturschichtabschnitte ausgesteckt und per Hand-GPS eingemessen. Einzelne bereits 1993 zu Datierungszwecken entnommene Eichenpfahlproben blieben zunächst undatiert.

Im März 2009 wurden drei Erosionsmarker gesetzt und in der Folgezeit bis 2018 regelmäßig abgelesen (Abb. 3). Die festgestellten Abspülungen, vor allem aber der Umstand, dass das Pfahlfeld in weiten Teilen im Abgang begriffen ist, machten aus denkmalpflegerischen Gründen eine systematische Pfahlfeldaufnahme nötig, die seit 2019 unter Einsatz satellitengestützter GPS-Systeme stattfindet (Abb. 4). Bis Januar 2021 konnten knapp 1000 Pfähle kartiert und durch Beprobungen gesichert werden. Die Oberfläche des umgebenden Seegrundes wird mithilfe von georeferenzierten Drohnenaufnahmen fortlaufend dokumentiert (Abb. 5), um mögliche tiefgreifende Veränderungen am Seegrund bereits im Vorfeld erkennen zu können. Zudem wurden vier weitere Erosionsmarker im bis dato weniger bekannten östlichen Pfahlfeld gesetzt.

2 Überlingen-Osthafen aus der Drohnenperspektive. Die Arbeitsboote in der Flachwasserzone liegen über den Pfahlbau-resten am Osthafen.





3 Taucher beim Ablesen eines Erosionsmarkers – Holzpflocke mit bekannten Höhen- und Lagekoordinaten dienen als Bezugsgröße beim Messen des Seegrundniveaus im Markerbereich mit einer eigens hierfür konstruierten Messhilfe.

Es ist aber bereits jetzt schon absehbar, dass ohne flankierende aktive Schutzmaßnahmen die Siedlungsreste von Überlingen-Osthafen kaum im Seegrund zu erhalten sein werden. Es ist zu diskutieren, ob das gefährdete Pfahlfeld und der Kulturschichtstreifen durch eine schützende, aber teure Kiesabdeckung der Erosion entzogen oder aber die Sicherung von Pfahlfeld und Kulturschicht durch die komplette Beprobung der Pfähle und die Ausgrabung ausgewählter Schichtabschnitte gewährleistet werden soll.

Welterbe-Monitoring

Monitoringmaßnahmen vor Überlingen geschehen im Rahmen eines fünfjährigen Gesamtkonzeptes zur Erfassung des Erhaltungszustandes der Feuchtbodenfundstellen in Baden-Württemberg. Bei der Erarbeitung der Antragsunterlagen für den seriellen transnationalen Welterbeantrag „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ in den Jahren 2004 bis 2010 entstand erstmals ein Inventar der Fundstellen im gesamten Alpenraum. Dabei wurde deutlich, dass sowohl der Kenntnisstand zu den

4 Kartierung freigelegter und etikettierter Pfähle mit Präzisions-GPS im Flachwasser.



Fundstellen wie auch die Schutzmaßnahmen sehr unterschiedlich waren und sind.

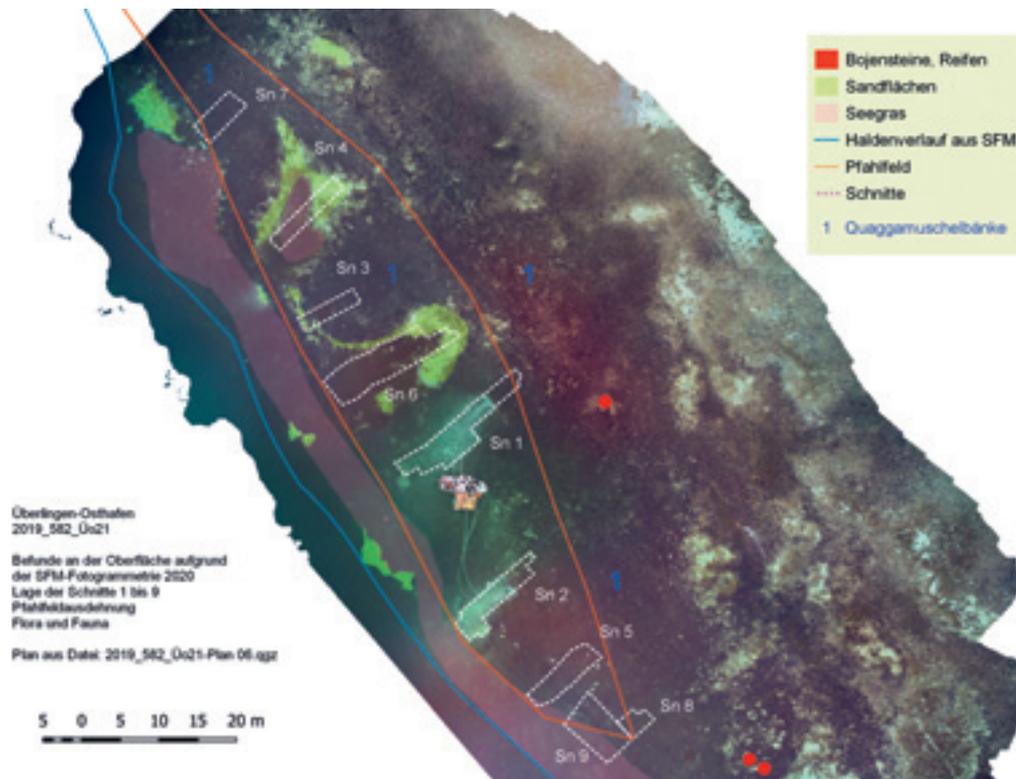
Die Pfahlbaustationen vor Überlingen gehören nicht zu den nominell auf der Welterbeliste verzeichneten Fundstellen, dennoch sind sie als assoziierte Pfahlbaustationen als Teil des Phänomens im Welterbeantrag enthalten. Sie sind von großer Bedeutung für Fragen zur vorgeschichtlichen Besiedlung am Überlinger See.

Quaggamuscheln und Kamberkrebse

Im Überlinger See wird seit geraumer Zeit das Umfeld der Ufersiedlungen durch neu eingewanderte Arten zum Teil tiefgreifend verändert. Die erstmals Ende der 1990er Jahre bei Wallhausen gesichteten Kamberkrebse (*Orconectes limosus*) destabilisieren durch flach in die weiche Seekreide gegrabene Bauten den Sedimentkörper und fördern die Flächenerosion. Die im Jahr 2016 im Bodensee durch Taucher entdeckte Quaggamuschel (*Dreissena rostriformis*) hat 2018 die Flachwasserzonen des Überlinger Sees erreicht. Sie bildet seitdem flächendeckende Muschelteppiche (Abb. 6) und zentimeterdicken Besatz an den Pfählen (s. a. Abb. 3). Soweit dies bis jetzt zu beurteilen ist, fördert dies die Entstehung von Erosionsrinnen zwischen den Muschelbänken. Was die Beobachtung der Ufersiedlungen betrifft, so sind vormals offenliegende Flächen durch die Muschelbänke dem beurteilenden Blick entzogen. Das Monitoring wird dadurch erheblich erschwert.

Das Pfahlfeld von Überlingen-Osthafen

Das bis dato anhand der deutlich den Seegrund überragenden Eichenpfähle kartierte Pfahlfeld wurde in einer Gesamtfläche von 265 m², verteilt auf vier senkrecht zum Ufer liegende Streifen, systematisch aufgenommen. Insgesamt wurden 984 Pfähle bei Tauch-Einsätzen für eine Holzartenbestimmung und dendrochronologische Datierung beprobt. Das Pfahlfeld erstreckt sich demnach in einem 20 bis 25 m breiten uferparallelen Streifen auf einer Länge von 120 m. Werden die im Westen bis in die 1970er Jahre offenliegenden Bereiche hinzugenommen, sind es etwa 200 m Länge. Im Osten ist die Ausdehnung nicht abschließend geklärt. Berücksichtigt man die ernst zu nehmenden Angaben der Privatsammler zur Herkunft ihrer Funde, so könnte das Pfahlfeld uferparallel ehemals 400 bis 500 m lang gewesen sein. Schon beim derzeitigen Untersuchungsstand ist klar, dass das Pfahlfeld wesentlich größer ist als bisher angenommen. Richtung Ufer sind die Pfähle bereits bis in den Spitzenbereich erodiert (Abb. 7) und somit nur noch die tiefer gegründeten erhalten. Das Pfahlfeld ist hier im Verschwinden begriffen.



5 Georeferenzierte Drohnenaufnahme des Seegrundes mit eingezeichneten Oberflächenbefunden und aufgenommenen Pfahlfeldflächen.

Pfahlfeld

Fläche mit Pfahlstümpfen im Seegrund, welche die Ausdehnung von Siedlungsarealen und Pfahlbau-stationen markieren. Ein Pfahlfeld ist somit die Summe der Pfähle einer oder mehrerer Pfahlbau-siedlungen (Station).

Seeseitig wird das Pfahlfeld durch mehrere bis zu 2 m breite Streifen dicht beieinander stehender Pfähle begleitet (Abb. 8). Teilweise dürften diese palisadenartig angeordneten Pfahlreihen aufgrund einiger Radiokarbon-datierter Pfähle der Horgener Anlage angehören (zur Datierung siehe unten). Die seeseitig vorhandenen Pfahlreihen müssen jünger sein, da sie in den Ablagerungen über der Horgener Kulturschicht stecken. Sie könnten somit bronzezeitlich datieren.

Bauhölzer und erste Datierungen

Gut die Hälfte der bisher geborgenen Pfähle ist auf die Holzart bestimmt. Sie stammen überwiegend von Eschen, Eichen und Pappeln. Hölzer von Erlen sind mit 15 Prozent an vierter Stelle und von Weiden mit 6 Prozent vertreten. Ferner wurde Material von Birken, Ahornbäumen, Rotbuchen, Haselsträuchern und Linden verwendet. Holzartenspektrum und relative Verteilung ähneln auffällig dem Pfahlfeld von Nußdorf-Strandbad. Auch dort wurde hauptsächlich mit Eschen- und Eichenholz gebaut, auch dort ist die Pappel die dritthäufigste vertretene Gehölzart. Dendrochronologische Analysen an den jahrringreichsten Eichenhölzern ergaben Fälldaten, die von 3197 v. Chr. bis 3131 v. Chr. streuen. Es lassen sich also schon jetzt verschiedene Bauphasen zur Zeit der mittleren Horgener Kultur erkennen. Die möglicherweise erste Phase beginnt gut 20 Jahre vor der ersten Phase der Siedlung Nußdorf-Strandbad. Weitere Bauphasen deuten sich als entweder parallel oder auch alternierend zu Nußdorf an.

Die Anlage fällt somit in den äußerst spannenden Abschnitt der Horgener Kultur, der sich durch massive Einflüsse aus dem Einzugsgebiet der Donau auszeichnet, was vor allem an der Gefäßkeramik festzumachen ist. Verbunden werden damit technische Innovationen: zum einen Rad und Wagen, der Einsatz von Zugtieren und der Beginn des Pflugackerbaus; zum anderen die Intensivierung der Textilproduktion, gebunden an verstärkten Leinabau zur Gewinnung von Flachsfasern – erkennbar an den zahlreichen Spinnwirteln im keramischen Fundmaterial.

Kulturschichten und botanische Funde

Durch geologische Bohrungen in vier Fluchten und einem Aufschluss wurde der Sedimentaufbau in

6 Dichter Quaggamuschelbesatz im Pfahlfeldbereich. Oberflächenbeschaffenheit und Pfähle werden erst nach dem Abräumen der Muschelschicht erkennbar. Dicht von Muscheln überzogener Eichenpfahl (schwarzer Pfeil) und frisch ausgeworfenes Seesediment eines Kamberbaues (roter Pfeil).





7 Pfahlspitzen vom landseitigen Rand des Pfahlfeldes.

8 Dicht steckende Pfähle aus dem Bereich der Palisaden am seeseitigen Rand des Pfahlfeldes. Der Pfahlstreifen läuft quer durch die Horgener Kulturschicht und sollte demnach jünger datieren.



9 Flächenretuschierter Dolch aus mutmaßlich baltischem Flint aus der Sammlung Peter Huhn, Verbleib LAD (Länge circa 10 cm).

Station, auch Pfahlbau-station

Uferabschnitt mit mehreren Pfahlbausiedlungen, deren Kulturschichten und Pfahlfelder sich überschneiden und überlagern können.

der Flachwasserzone erfasst. Demnach ist der landwärtige Seegrund bereits bis auf den anstehenden glazialen Ton erodiert. Seekreide ist in einem bis 40 m breiten Bereich vor der Halde, dem Steilabfall zwischen Flachwasserzone und dem eigentlichen Seebecken, erhalten geblieben. In Haldennähe konnten zumindest am seeseitigen Rand des Pfahlfeldes zwei Kulturschichtabschnitte erfasst werden. Der steil nach unten ziehende und wenige Meter breite uferparallele Schichtstreifen konnte insgesamt auf etwa 50 m nachgewiesen werden. Das geborgene Fundmaterial weist die organischen Detritusschicht(en) der Horgener Kultur zu. Seewärts davon konnten in den Bohrkernen bis dato keine weiteren, das heißt jüngeren Kulturschichten, wie sie im Altfundbestand des Städtischen Museums angezeigt sind (siehe unten), erbohrt werden.

Eine Sedimentprobe aus der Kulturschicht wurde archäobotanisch analysiert und erlaubt somit Einblicke in die horgenzeitliche Landwirtschaft und Landnutzung in Überlingen. Die Probe mit einem Volumen von 860 ml enthielt insgesamt 10 617 botanische Funde, darunter zahlreiche Reste von Kulturpflanzen, Wildobst und Nüsse. Es konnten 6 Kulturpflanzenarten nachgewiesen werden, vier verschiedene Getreide (Gerste, Einkorn, Emmer und Nacktweizen) und zwei Ölpflanzen (Lein und Mohn). Neben den Kulturpflanzen sind die Funde von Sammelobst, zum Beispiel die Wildapfel- und Haselnuss-Funde so häufig, dass sie nur aus 20 Prozent der 2 mm-Schlammfraktion ausgelesen wurden, um eine repräsentative Stichprobe zu bekommen. Diese Funde bestätigen auch frühere Beobachtungen aus Allensbach-Strandbad (Maier 2015), dass während der Horgener Zeit am Bodensee Wildäpfel, Haselnüsse, Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren aber auch Holunder, Judenkirschen und Weißdorn eine große Bedeutung in der Ernährung hatten. Die meisten dieser Sammel-pflanzen gehören zur Vegetation des Waldrandes und der Waldlichtungen, daher muss auf aufge-lichtete Wälder zu dieser Zeit in der Umgebung von Überlingen geschlossen werden. Etliche ähnliche Obstfunde aus Mitteleuropa seit der Mittleren Steinzeit und besonders der Jungsteinzeit deu-



ten darauf hin, dass die steinzeitliche Landnutzung die Ausbreitung der Obstsorten wie Äpfel, Hasel, Brombeeren und ähnliche begünstigten. Die lichtliebenden kleinen Bäume und Sträucher, die große Mengen an Früchten und Nüssen produzieren, waren bestimmt willkommener und wahrscheinlich geschützter Bestandteil der durch Beweidung und weitere menschliche Tätigkeiten gelichteten Eichenmischwälder. Somit führte die steinzeitliche Landnutzung zu einer deutlichen Veränderung der Waldzusammensetzung und schuf durch diese menschliche Tätigkeit während der Horgener Zeit auch eine Art vorgeschichtliche „Gärten“ am Bodensee.

Funde aus Grabungen und Sammlungen

Das von der Oberfläche und aus den Schichtkeilen geborgene Fundmaterial ist ausgesprochen spärlich. Es besteht aus wenigen Horgener Scherben von Gefäßkeramik, Steinbeilbruchstücken und -meißeln, Silices und dem Fragment eines gegossenen Bronzestückes. In Privatsammlungen finden sich vorwiegend (aus Silex gefertigte) Steinartefakte, Funde aus anderen Materialien sind dagegen selten. Herausragend ist hier eine Dolchklinge aus dichtem, an seinen Rändern trotz dunkler Patinierung durch einen dem Rohmaterial mit dunklen, punktförmigen Einschlüssen. Zu vermuten ist, dass es sich hierbei um nordischen Kreideflint handelt (Abb. 9), wobei die genauere Herkunft aus dem Raum zwischen Baltikum und Nordfrankreich erst anhand der mikroskopischen Bestimmung der im Objekt eingeschlossenen Mikrofossilien zu präzisieren sein wird. Der Silexdolch dürfte den Horgener Siedlungsphasen des 32. Jahrhunderts v. Chr. zuzuordnen sein.

Bestände im Museum der Stadt Überlingen

Wie an vielen Uferabschnitten des Bodensees sind auch die Funde aus der Flachwasserzone vor Überlingen im städtischen Museum nicht nach Stationen getrennt inventarisiert. Insofern war lange unklar, von welcher Fundstelle das Material eigent-

lich stammt. Die Nachforschungen konnten nun etwas Klarheit schaffen: Aus der bereits im 18. Jahrhundert überdeckten Station Mantelhafen können die Funde kaum kommen. Die im Tiefwasser zugänglichen Kulturschichtreste datieren nach Radiokarbonmessungen in das frühe 4. Jahrtausend v. Chr. Ebenso fällt die Station im Yachthafen aus, die dort erhaltene Kulturschicht befindet sich im Haldenbereich und datiert gleichfalls ins frühe 4. Jahrtausend v. Chr. Die Funde im Museum gehören jedoch aufgrund typologischer Einordnungen allesamt jüngeren Besiedlungsphasen an, die unter den Funden und durch die Dendrodaten vom Osthafen vertreten sind. Zudem ist einzig das Siedlungsareal Osthafen bei Niedrigwasser in Watstiefeln begehbar. Zu den Dendrodaten des 32. Jahrhunderts v. Chr. passen zudem die durch Leisten und Doppelknubben verzierten Horgener Scherben im Städtischen Museum Überlingen bestens.

Auch für die im Museum vorhandenen Bronzen und Keramikscherben der frühen und späten Bronzezeit (Abb. 10) kommt als Fundort vor Überlingen eigentlich nur der Osthafen in Frage, zumal sich unter den jetzt gehobenen Funden das Bruchstück einer gegossenen Bronze befindet. Unsicher ist momentan noch, ob einzelne Pfahlreihen der seeseitigen Pfahlstreifen der bronzezeitlichen Besiedlung zuzuweisen sind.

Das im Städtischen Museum aufbewahrte spätneolithische und bronzezeitliche Fundmaterial aus dem Überlinger Seeufer dürfte demnach also mehrheitlich aus der Station Überlingen-Osthafen stammen.

Fazit und Fortsetzung

Die Sondagen in der Station am Osthafen fördern schon jetzt Überraschendes zutage. Die Art der Funde im Zusammenhang mit der Sondierung der übrigen Überlinger Stationen zeigt, dass das Fundmaterial im Überlinger Stadtmuseum aus der Station im Osthafen stammt. Die Pfahlfeldaufnahme führt vor Augen, dass auch rudimentär erhaltene Pfahlfelder wissenschaftlich bedeutsam sind. Die das gesamte 32. Jahrhundert abdeckende abdeckenden Dendrodaten und die Streuung der datierten Pfähle nahezu im gesamten Pfahlfeld lassen allein durch ihre Größe und Dauer eine bedeutende Horgener Seeufersiedlung erkennen, die im Wechsel oder zeitgleich mit jener von Nußdorf bestand und eine doppelte Belegung der Siedlungskammer von Nußdorf-Überlingen anzeigt. Zweifelsohne war – obwohl durch Fundmaterial kaum repräsentiert – der spätneolithische Siedlungsplatz von Überlingen-Osthafen der gewichtigere von beiden: Er war deutlich größer und zumindest phasenweise von einem palisadenartigen

Dorfzaun umgeben. Dies ist neu, denn Palisaden dieses Zuschnitts im Kontext der Horgener Kultur waren am Bodensee bislang erst aus deren Spätphase im 30./29. Jahrhundert v. Chr. zu belegen. Die besondere Bedeutung der Horgener Anlage gibt Anlass dazu, weitere Sondierungen und Analysen durchzuführen. Vor allem gilt es zu klären, wie weit das Pfahlfeld heute noch nach Osten reicht. Zudem geht die Suche nach Resten einer angenommenen bronzezeitlichen Besiedlung weiter. Denn wenn auch jetzt schon klar ist, dass in der Umgebung des Horgener Dorfes bereits vor über 5000 Jahren Kulturpflanzen angebaut wurden, ist die Dauer und Intensität der neolithischen Anbauaktivitäten oder gar „Gärten“ im Umfeld der Siedlung noch Gegenstand der Forschung.

Literatur

Joachim Königer, Petra Kieselbach, Karlheinz Stephan, Alfred Galik, Oliver Nelle, André Billamboz, Wolfgang Ostendorf und Christiane Runge-Froböse: Nußdorf-Strandbad. Die Horgener Pfahlbausiedlung an der Liebesinsel. Befunde und Funde aus den Sondagen und Prospektionsarbeiten des «Projekt Bodensee-Oberschwaben» 1981, 1982, 1992 und 1993, in: Hemmenhofener Skripte 12, Freiburg i. Br. 2020.

Renate Ebersbach, Martin Mainberger, Julia Goldhammer und Wolfgang Ostendorf: Archäologische Denkmalpflege in der Uferzone des Bodensees, in: Hilmar Hoffmann, Wolfgang Ostendorf: Seeufer: Wellen – Erosion – Schutz – Renaturierung. Handlungsempfehlungen für den Gewässerschutz – Ergebnisse aus dem ReWaM-Verbundprojekt HyMoBioStrategie, Konstanz 2019, S. 119–126.

Prehistoric Pile Dwellings around the Alps. World Heritage Nomination, 2010, Database of Sites, MAP.

Adalbert Müller: Unterwasserarchäologische Prospektionsarbeiten vor Überlingen/Bodensee, in: Nachrichtenblatt Arbeitskreis Unterwasserarchäologie (NAU) 8, 2001, S. 85–88.

Ursula Maier 2015 Archäobotanische Untersuchung von Kulturschichtproben aus der Fundstelle Allensbach-Strandbad – Grabung 2003. Hemmenhofener Skripte 10: S. 227–238

Dr. Joachim Königer

Terramare – archäologische Dienstleistungen

Astrid-Lindgren-Straße 4

79100 Freiburg i. Br.

Sabine Hagmann

Tanja Märkle

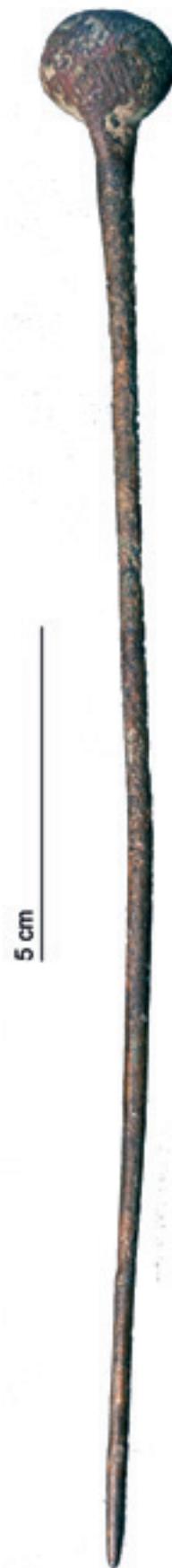
Dr. Elena Marinova

Dr. Oliver Nelle

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Hemmenhofen



10 Frühbronzezeitliche Bronzenadel. Die unter Patinierung liegende Verzierung am Nadelkopf (schräg stehende Strichgruppen) und am Nadelenschaft (stehende Dreiecke) ist nur undeutlich zu erkennen.



Vom Gänseblümchen bis zur Trägerrakete Bewegliche Kulturdenkmale und Zubehör

Im letzten Heft des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege ging der Autor der Geschichte der Erfassung und des Schutzes beweglicher Sachen als Kulturdenkmale nach. Doch um welche Gegenstände handelt es sich eigentlich bei beweglichen Kulturdenkmälern und Zubehör im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege? Und warum schützt die staatliche Denkmalpflege solche Gegenstände, obwohl es doch so viele Museen, Bibliotheken, Archive und auch private Sammler gibt, die sich bereits der Bewahrung und der Pflege beweglicher Kulturgüter angenommen haben?

Dieter Büchner

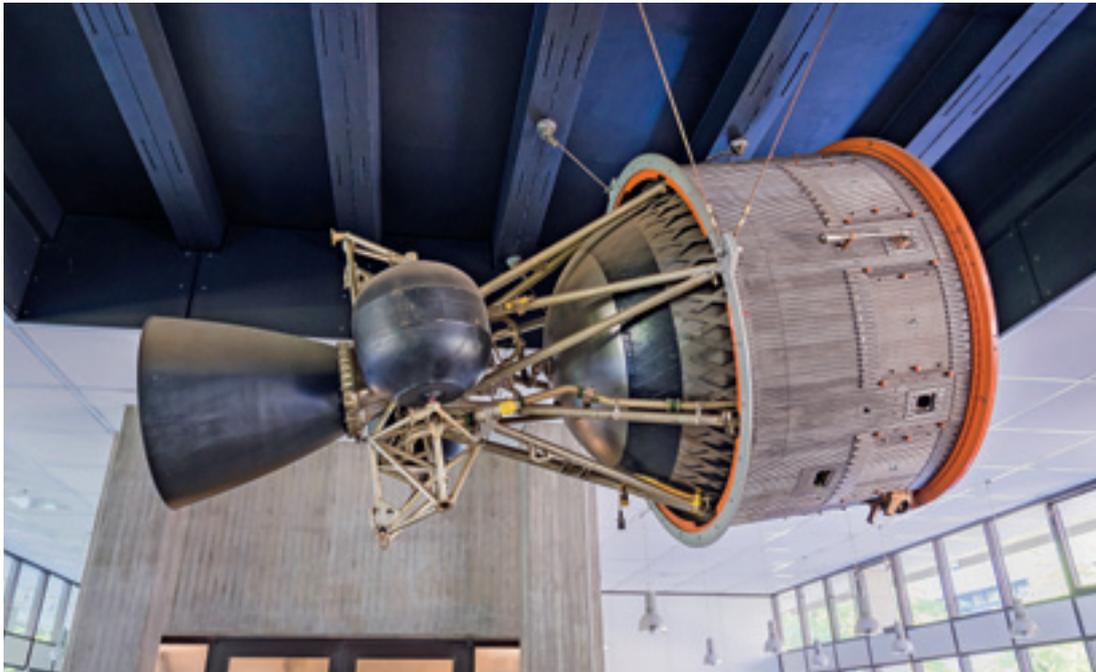
Die Frage nach dem Warum lässt sich zunächst einmal mit einem Verweis auf das Denkmalschutzgesetz beantworten, denn das verpflichtet die Denkmalpflege dazu. So heißt es in dem Paragraphen, der den Gegenstand des Denkmalschutzes definiert: „Kulturdenkmale im Sinne dieses Gesetzes sind Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen“. Bei Kulturdenkmälern muss es sich also keineswegs um Gebäude oder archäologische Fundstellen handeln, vielmehr können grundsätzlich alle Sachen, also auch alle beweglichen, Kulturdenkmale sein, sofern – wie es im Gesetz weiter heißt – „an ihrer Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“.

Einzelgegenstände als selbständige bewegliche Kulturdenkmale

Die früher in der Kirche von Bihlafingen aufgestellte „Bihlafinger Madonna“ (Abb. 1) erkannte man 1923 als Arbeit des Ulmer Bildhauers Hans Multscher (um 1400–1467). Noch im selben Jahr wurde die damals in Privatbesitz befindliche Figur in das Verzeichnis der beweglichen Kulturdenkmale eingetragen. Multscher gilt in der deutschen Skulptur der Gotik als Wegbereiter des niederländisch-burgundischen Realismus, der den bis dahin herrschenden „weichen“ oder „schönen“ Stil ablöste. In der Madonnenfigur, wohl einem seiner spätesten Werke, wandte Multscher sich aber bereits wieder vom bloßen Naturalismus ab und bemühte sich vielmehr um einen besonders innigen Ausdruck der Mutter-Kind-Beziehung. Dies erreichte er aber nicht durch einen plakativen Blickkontakt, sondern durch weit subtilere künstlerische Mittel wie den Griff des Christuskindes in das Kopftuch der Mutter, die wiederum ihren Mantel fürsorglich so rafft, dass Christus seinen linken Fuß



1 „Bihlafinger Madonna“, Hans Multscher zugeschrieben, um 1460–65, Holz ehemals gefasst, Ulmer Museum.



2 Dritte Stufe der Träger-
rakete „Europa 1“, ohne
Verkleidung, ehemals In-
stitut für Raumfahrttech-
nik der Universität Stutt-
gart (Abb.), jetzt Institut
für Raumfahrtantriebe in
Lampoldshausen.

darauf abstützen kann. An der „Bihlafinger Madonna“ besteht daher vor allem aus künstlerischen Gründen ein öffentliches Erhaltungsinteresse.

Im Jahr 1962 wurde die European Launcher Development Organisation (ELDO) mit dem Ziel gegründet, eine Trägerrakete zu entwickeln, mit der sich Europa von den USA unabhängig machen konnte. Die ersten beiden Stufen der dreistufigen „Europa 1“ wurden von englischen und französischen Firmen, die dritte Stufe „Astris“ aber von den deutschen Unternehmen ERNO sowie der Bölkow GmbH und der Messerschmitt AG, der späteren Messerschmitt-Bölkow-Blohm (MBB), gebaut. In den Jahren 1968 bis 1970 erfolgten drei Tests der Trägerrakete, die jedoch alle misslangen. Daraufhin stellte man den Bau der „Europa 1“ ein und entwickelte die „Europa 2“. In Baden-Württemberg hat sich als wissenschaftlich bedeutendes Zeugnis dieser frühen Bemühungen um eine eigenständige europäische Raumfahrt ein nicht mehr zum Einsatz gekommenes Exemplar der dritten Stufe der „Europa 1“ erhalten (Abb. 2).

Der württembergische Graf Eberhard V. im Barte (1445–1496) wurde im Jahr 1495 auf dem Wormser Reichstag durch Kaiser Maximilian I. zum Herzog erhoben. Als Zeichen dieser Standeserhöhung überreichte man ihm ein Gewand, einen Herzogshut und ein reich verziertes, mit den Wappen von Württemberg und Teck versehenes Schwert (Abb. 3). Heute ist das Schwert die einzige erhaltene Insignie der württembergischen Herzogswürde und hat somit eindeutig eine besondere heimat- und sogar landesgeschichtliche Bedeutung.

Diese drei Beispiele für bewegliche, von ihrem Aufbewahrungsort unabhängige Kulturdenkmale, an deren Erhaltung aus künstlerischen, wissenschaft-

lichen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht, sind für die Praxis der Denkmalerfassung in der Bau- und Kunstdenkmalpflege allerdings eher untypisch. Selbständige Einzelgegenstände bilden hier bislang nämlich die Ausnahme, jedoch nicht, weil es nur so wenige von ihnen gäbe – das Gegenteil ist der Fall –, sondern weil man bei ihnen zumeist davon ausgehen kann, dass sie nur einen vergleichsweise geringen Schutz benötigen und daher nicht vordringlich sind in der Erfassung. Zumindest gilt dies für Kunstgegenstände wie Gemälde, Grafiken, Skulpturen oder kunsthandwerkliche Objekte, denn deren finanzieller Wert bewahrt sie in der Regel vor einer absichtlichen Zerstörung oder Beschädigung. Stärker in ihrer Substanz gefährdet sind meist nur Objekte, die keine potenziellen Sammler- oder Museumsstücke sind und daher keinen oder nur einen geringen Marktwert haben.

Sammlungen als selbständige bewegliche Kulturdenkmale

Ist der Marktwert von Kunstwerken zumeist der Erhaltung ihrer Substanz förderlich, so kann er doch eine andere Gefahr für bewegliche Kulturdenkmale heraufbeschwören, nämlich diejenige eines Auseinanderreißen historischer Zusammenhänge durch Herauslösen von wertvollen Einzelgegenständen aus Sachgesamtheiten. Bei den meisten der in das Denkmalbuch eingetragenen beweglichen Kulturdenkmale handelt es sich daher um Sammlungen, bei denen die einzelnen Gegenstände durch ein übergeordnetes Moment dergestalt miteinander verbunden sind, dass sie zusammen das Kulturdenkmal bilden und ihre geschlossene Erhaltung deshalb im öffentlichen Interesse liegt.

3 Württembergisches
Herzogsschwert, 1495,
Silber, teilvergoldet,
Privatbesitz.





4 Fotografie des Denkmals Kaiser Wilhelms I. auf dem Kaiserplatz in Karlsruhe, 1906.

Ein Beispiel für eine Sammlung, bei der gerade der Marktwert ihrer einzelnen Gegenstände beinahe zu einer kompletten Auflösung geführt hätte, ist das Archiv der Tübinger Postkartenfirma Metz. Seit ihrer postalischen Einführung im Jahr 1870 hatte die damals sogenannte Korrespondenzkarte im Deutschen Reich einen sagenhaften Aufschwung erlebt. Noch vor der Jahrhundertwende wurden in Deutschland jährlich 300 bis 400 Millionen Postkarten gedruckt. Die Brüder Heinrich und Gustav Metz in Tübingen wollten von diesem Boom profitieren und ließen seit 1896 nahezu den gesamten deutschen Südwesten für die Herstellung von Ansichtskarten fotografisch dokumentieren. Bis in die 1960er Jahre kamen so mehr als 300 000 Glasnegativplatten von Landschaften, Städten, Gebäuden und Ereignissen sowie etliche Tausende von Diapositiven, Abzügen, Druckvorlagen und Mustermappen bis hin zu Kameras und anderen Gerätschaften zusammen (Abb. 4). Nach dem Konkurs der Firma im Jahr 1988 bestand die akute Gefahr einer vollständigen Zerstreung dieses wohl singulären Zeugnisses der Geschichte der Postkarte sowie der städtebaulichen, architektonischen und kulturräumlichen Entwicklung des Landes. Dies konnte durch die Eintragung der gesamten Sammlung in das Denkmaltbuch verhindert werden. Heute befindet sich das Archiv im Haus der Geschichte Baden-Württemberg.

Ein Beispiel für eine geschützte Gemäldesammlung ist die Professorengalerie der Eberhard Karls Universität in Tübingen. Seit dem 16. Jahrhundert war es dort Usus, dass Professoren sich porträtieren ließen. Ehemals in der Alten Aula untergebracht, wurde die bis heute auf 332 Gemälde an-

gewachsene Sammlung später auf verschiedene Gebäude der Universität verteilt. Die Professorengalerie überliefert das Aussehen zahlreicher bekannter Tübinger Gelehrter von Apian über Bohnenberger und Camerarius bis hin zu Osiander und Schickart. Wie das hier als beliebiges Beispiel gezeigte Porträt des Tübinger Professors Jonathan Friedrich Bahnmeier (1774–1841) (Abb. 5) erahnen lässt, ist es aber nicht in erster Linie der künstlerische oder dokumentarische Wert der einzelnen Porträts, welcher die Professorengalerie zu einem beweglichen Kulturdenkmal macht. Ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, dass die Tübinger Universität sich mit der illustren Reihe ihrer ins Bild gesetzten Professoren gewissermaßen selbst ein Denkmal ihrer Gelehrsamkeit schuf. Es ist offensichtlich, dass die Professorengalerie diese Wirkung nur dann entfalten kann, wenn die Sammlung ungeschmälert erhalten bleibt.

Eine Sammlung mit Denkmalwert ist auch die historische Schulbibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums in Konstanz. Die ältesten Bestände dieser Bibliothek dienten dem 1604 im Zuge der Rekatholisierung der Stadt errichteten Jesuitenkolleg als Lehrbibliothek für die Ausbildung des Priesternachwuchses. Nach der Auflösung des Jesuitenordens im späten 18. Jahrhundert gingen die Bücher zunächst auf das österreichische „Collegium Josephinum“, dann auf das österreichische Gymnasium, gefolgt vom badischen „Großherzoglichen Lyzeum“ und schließlich auf das heutige staatliche Gymnasium über. Somit dient die Bibliothek des Heinrich-Suso-Gymnasiums seit mehr als vier Jahrhunderten, wenn auch an verschiedenen Standorten und in unterschiedlicher Trägerschaft, unun-

terbrochen als Lehrbibliothek. Deshalb ist sie nicht nur durch ihre einzelnen seltenen Exemplare oder Unikate – darunter auch Inkunabeln aus der Frühzeit des Buchdrucks und sogar Handschriften (Abb. 6) – von Bedeutung, sondern vor allem dadurch, dass sie mit ihren mehr als 24 000 Bänden die Entwicklung der Schulbildung von der Spätrenaissance bis heute dokumentiert. Die Voraussetzung für die Erhaltung dieses Quellenwertes ist natürlich, dass die Bibliothek als Ganzes erhalten bleibt.

Ein weiteres Beispiel für eine Sammlung, bei der es auf jeden einzelnen Bestandteil ankommt, ist das Herbarium, das der Konstanzer Apotheker und Botaniker Ludwig Leiner (1830–1901), der Gründer des Rosgartenmuseums, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in jahrzehntelanger Sammeltätigkeit, aber auch durch umfangreiche Tauschgeschäfte mit anderen Pflanzensammlern zusammentrug. So gelang es ihm, das umfangreichste Herbarium der Gegend rund um den Bodensee aus der Zeit vor der Industrialisierung zu erstellen. Stellvertretend wird hier das Blatt mit einer von Leiner 1852 erstmals beschriebenen lokalen Form des Südlichen Wasserschlauchs abgebildet (Abb. 7). Dieses Herbarium, das aus mehr als 30 000 gepressten und auf Karton aufgeklebten und beschrifteten Pflanzenbelegen besteht, ist ein bedeutendes Zeugnis für die Geschichte der wissenschaftlichen Disziplin der Botanik und eine bis heute wertvolle Quelle für die Flora des Bodenseegebietes. Dieser wissenschaftliche Wert wäre erheblich beeinträchtigt, wenn einzelne Pflanzen-



5 Bildnis des Tübinger Professors für Pädagogik und Homiletik Jonathan Friedrich Bahnmeier (1774–1841), Öl auf Leinwand.

belege, und seien sie für sich gesehen so belanglos wie ein Gänseblümchen, verloren gingen.

Unselbständige bewegliche Kulturdenkmale

Bei der Unterschutzstellung von beweglichen Kulturdenkmälern im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege kommt es demnach vor allem darauf an, dass die jeweiligen Gegenstände nicht nur in ihrer



6 Psalterium Romanum, süddeutsch (?), zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, Handschrift auf Pergament.



7 Getrocknete Exemplare des Südlichen Wasserschlauchs, mit Beschriftungen Ludwigs Leiners, 1852/54.



8 Pietà, Ignaz Günther, 1774, signiert und datiert, Holz gefasst, Nenningen, Friedhofskapelle.

9 Messkelch, Franz Thaddäus Lang, Augsburg 1749/51, Silber vergoldet, Emails, Bad Wurzach, Stadtpfarrkirche St. Verena.



Substanz erhalten bleiben, sondern auch in ihrem ursprünglichen Zusammenhang. Dieser muss aber nicht immer aus einer Sammlung von lauter beweglichen Gegenständen bestehen. Schützenswert kann auch der Zusammenhang eines beweglichen Objektes mit einem unbeweglichen Kulturdenkmal sein. Der bewegliche Gegenstand gilt dann als sogenanntes Zubehör zu dem Baudenkmal, das rechtlich als sogenannte Hauptsache fungiert.

In großem Umfang gibt es solches Zubehör vor allem in Kirchengebäuden. Altäre, Kanzeln, Orgeln, Beichtstühle und andere Ausstattungsstücke, die der allgemeinen Anschauung nach als unabdingbar zu einem Kirchengebäude zugehörig angesehen werden und oft auch fest mit diesem verbunden sind, gelten jedoch nicht als Zubehör, sondern in der Regel als sogenannte wesentliche Bestandteile der Architektur. Denkmalrechtliches Zubehör können dagegen alle beweglichen Kunstwerke wie Skulpturen und Gemälde sowie alle liturgischen Geräte wie Kelche, Patenen, Monstranzen, Ziborien, Altarleuchter, Rauchfässer, liturgische Bücher oder Paramente sein. Allerdings gilt nicht jedes beliebige bewegliche Ausstattungsstück einer Kirche, die ein Kulturdenkmal ist, denkmalrechtlich als Zubehör. Erforderlich ist vielmehr, dass das betreffende Objekt eine Einheit von Denkmalwert mit dem Gebäude bildet; es muss also aus künstlerischen, wissenschaftlichen oder heimatgeschichtlichen Gründen in einem so engen Zusammenhang mit dem Kirchengebäude stehen, dass dessen Erhaltung in öffentlichem Interesse

liegt. Dies ist regelmäßig der Fall bei Gegenständen, die zusammen mit der Architektur entstanden sind und vielleicht sogar vom selben Architekten entworfen wurden, sowie bei Gegenständen, die der Kirche gestiftet wurden oder aus sonstigen Gründen einen engen historischen Zusammenhang mit ihr haben.

Ein Beispiel ist die aus Holz geschnitzte und farbig gefasste Skulptur einer Pietà in der Friedhofskapelle von Nenningen (Abb. 8). Dieses Hauptwerk der sakralen Plastik des Spätbarocks in Deutschland wurde 1774 von dem Münchner Bildhauer Ignaz Günther (1725–1775) geschaffen. Durch Archivalien ist gesichert, dass er den Auftrag von Maximilian Emanuel von Rechberg und Rothelöwen (1736–1819) erhalten hatte, der als Oberst Hofmeister in Diensten des Kurfürsten von Bayern stand und Günther deshalb bereits gekannt haben muss. Rechberg hatte auch die Kapelle gestiftet. Nur kurze Zeit nach deren Weihe am 12. Juni 1774 traf die Skulptur am 8. Dezember desselben Jahres in Nenningen ein. Die heute auf einem modernen Sockel stehende Skulptur wurde also eigens angefertigt zur Aufstellung in der Nenninger Friedhofskapelle, mit der sie zudem durch ihren gemeinsamen Stifter und durch ihre identische Entstehungszeit verbunden ist.

Eine schützenswerte Einheit von Denkmalwert mit der jeweiligen Kirche bilden oft auch Vasa Sacra, beispielsweise der zwischen 1749 und 1751 von dem Augsburger Goldschmied Franz Thaddäus Lang (1693–1773) angefertigte Messkelch in der katholischen Stadtpfarrkirche St. Verena in Bad Wurzach (Abb. 9). Zwar trägt der Messkelch weder eine Inschrift noch ist er archivalisch greifbar; bei näherer Betrachtung der Emaillebilder auf der Kuppe und auf dem Fuß fällt jedoch auf, dass eines die hl. Verena und damit die Kirchenpatronin darstellt, eines den hl. Nikolaus, der zur Entstehungszeit des Kelches der Wurzacher Stadtpatron war, und eines den hl. Franziskus, der der Ordensheilige des benachbarten Klosters Maria Rosengarten ist. Die übrigen drei Emaille zeigen die Heiligen des Hochaltars und der beiden Seitenaltäre. Der Messkelch weist also eine so spezifische Zusammenstellung von Themen auf, dass er sich auf keinen Fall nur zufällig in der Kirche St. Verena befinden kann. Er muss vielmehr eigens für sie hergestellt worden sein.

Außer im sakralen Kontext gibt es natürlich auch in profanen Gebäuden denkmalrechtliches Zubehör. Insbesondere bei Kulturdenkmälern des Handwerks und der Industrie sind die Zubehörsstücke oft wichtige Zeugnisse der ehemaligen Funktionen der Gebäude. Dies gilt auch für das bewegliche Inventar der Ott-Pauserschen Fabrik in Schwäbisch Gmünd (Abb. 10), die 1845 durch den Goldarbeiter Nikolaus Ott zwecks Herstellung von Bijoute-



10 Ott-Pausersche Fabrik, historische Aufnahme, Schwäbisch Gmünd.

riewaren erbaut wurde. Die Fabrik, die neben Schmuck auch Tabakdosen, Kerzenständer, Essbestecke und anderes produzierte, wurde rasch bekannt und auf den Weltausstellungen von 1851 bis 1873 mit zahlreichen Auszeichnungen versehen. Schon kurze Zeit später setzte jedoch ihr allmählicher Niedergang ein, der 1979 schließlich zur endgültigen Stilllegung führte. Zahlreiche, meist noch im 19. Jahrhundert angeschaffte Maschinen und Werkzeuge wie Pressen, Zieh- und Drehbänke, Sägen, Schraubstöcke, Gesenke, verschiedenste Handwerkzeuge sowie fertige und halbfertige Produkte blieben erhalten. Zusammen mit dem Gebäude bilden diese Gegenstände ein bedeutendes Zeugnis der Wirtschaftsgeschichte Schwäbisch Gmünds und das wohl einzige komplett erhaltene Beispiel einer Bijouteriewarenfabrik des 19. Jahrhunderts.

Zubehör findet sich in großer Zahl auch in Schlössern. Ein Beispiel ist das oberhalb des Echaztals bei Honau in den Jahren ab 1839 erbaute Schloss Lichtenstein. Der Bauherr, Graf Wilhelm von Württemberg (1810–1869), war äußerst interessiert an der deutschen Geschichte des Mittelalters und trug deshalb zahlreiche „altdeutsche“ oder dafür gehaltene Gegenstände zusammen. Um diesen einen angemessenen Rahmen zu geben, ließ er auf dem Lichtenstein über den Resten einer spätmittelalterlichen württembergischen Burg eine „altdeutsche Ritterburg“ errichten und mit seinen Sammlungen von Waffen, Gemälden und kunsthandwerklichen Gegenständen ausstatten. Nach seinem Tod blieb das Gebäude bis heute nahezu

unverändert erhalten (Abb. 11–12). Zweifellos ist die bewegliche Ausstattung des Schlosses Lichtenstein für das gesamte Denkmal von einer Bedeutung, die derjenigen der Architektur nicht nachsteht. Schließlich macht erst die Ausstattung das Schloss zu dem, was es heute ist, nämlich ein

11 Galerieraum mit altdeutschen Gemälden, 1840/42, Schloss Lichtenstein.



12 Arbeitszimmer des Grafen Wilhelm von Württemberg, 1840/42, Schloss Lichtenstein.



vollkommen authentisch erhaltenes Denkmal der romantischen Vorstellung, die man im 19. Jahrhundert von einer mittelalterlichen Ritterburg hatte.

Das Ziel: die Erhaltung beweglicher Kulturdenkmale in ihrem historischen Kontext

Die vorgestellten Beispiele zeigen, welche Bedeutung für unsere Kulturgeschichte die ungeschmälerzte Erhaltung beweglicher Kulturdenkmale in ihrem jeweiligen historischen Zusammenhang hat. Wie sich bereits in der im letzten Heft geschilderten langen Tradition der Erfassung und des Schutzes beweglicher Kulturgüter durch die staatliche Denkmalpflege andeutet, ist das Wissen um den oft engen und denkmalwerten Bezug beweglicher Kulturgüter zu ihrer Umgebung jedoch keineswegs neu.

Noch heute aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Vortrag, den Georg Dehio, einer der Gründerväter der modernen Denkmalpflege, im Jahr 1911 auf dem Tag für Denkmalpflege in Salzburg hielt. Ein Kunstwerk, so stellte Dehio damals fest, hängt „geistig mit hundert Fäden mit der Umwelt, in der und für die es einst geschaffen war, zusammen“. Aus dieser Erkenntnis heraus machte Dehio die großen Museen als Widersacher der

Denkmalpflege aus, denn, so Dehio, „die Museen schützen nicht, was der Denkmalpflege oberstes Gesetz ist, den historischen Besitzstand, das historische Milieu, sondern sie leben von dessen Unterhöhlung und Zertrümmerung“. Sicherlich war Dehio zu hart in seinem Urteil über die Museen, die ganz zweifellos große Verdienste um den Erhalt und die Erforschung von beweglichen Kulturgütern haben, aber man könnte es zumindest nicht deutlicher formulieren, weshalb es unbedingt erforderlich ist, dass sich nicht nur die Museen, Bibliotheken und andere sammelnde Institutionen mit beweglichen Kulturgütern befassen, sondern auch die Denkmalpflege. Dehio fuhr fort: „Museen sind Herbarien. Herbarien sind nützlich; aber man lässt sie liegen, wenn man die lebenden Pflanzen sehen kann mitsamt ihren Nachbarn, ihrer Wurzeleerde, ihrer Atmosphäre“, wenn man also die beweglichen Kulturdenkmale in ihrer ursprünglichen Umgebung erleben kann. Genau das ist es, was die Denkmalpflege will.

Dr. Dieter Büchner
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Licht als Baustoff

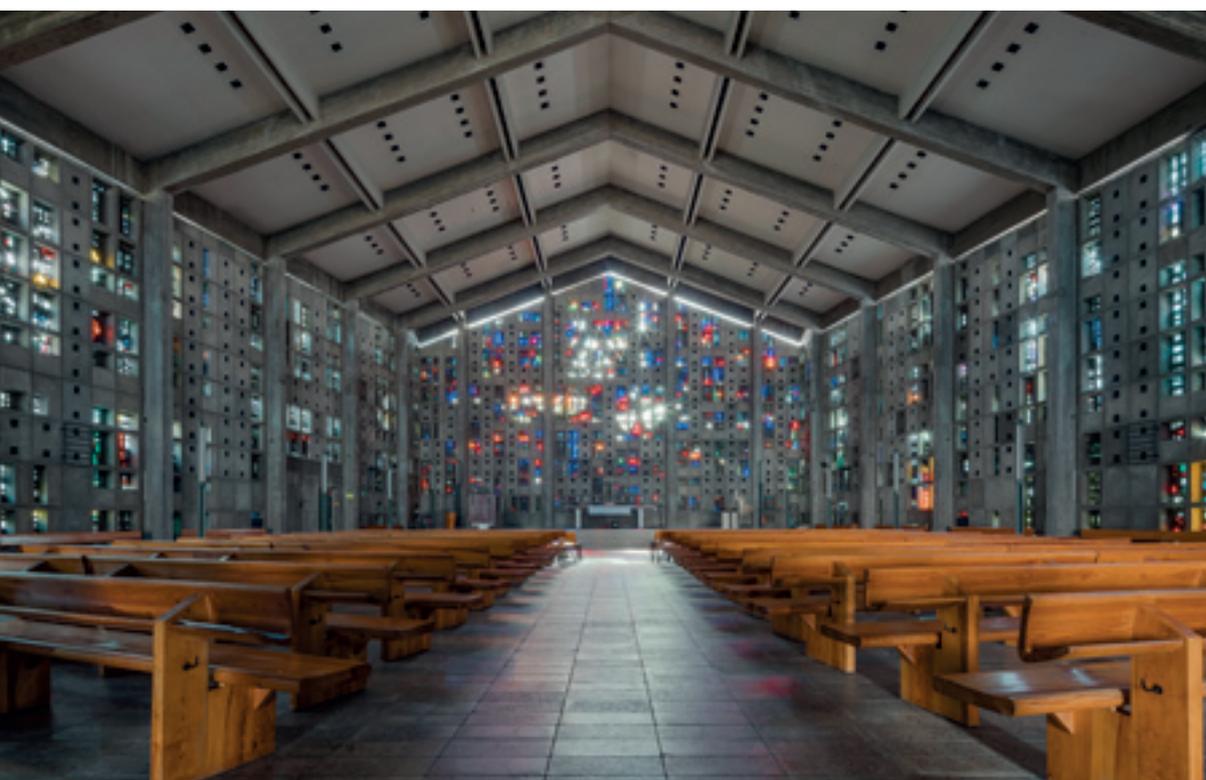
Die Trinitatiskirche in Mannheim

Vor 62 Jahren wurde die evangelische Trinitatiskirche in der Mannheimer Innenstadt eingeweiht und ihrer Gemeinde zur Nutzung übergeben. Die Zeit ging mit dem Bauwerk nicht schonend um. Ihre Funktion als Gottesdienstraum ist mangels Gemeinde seit Längerem obsolet. Seit 2005 wird über Abbruch und Umnutzung diskutiert. 2017 bezog der Verein EinTanzHaus das Kirchenschiff, das seither als Spielstätte für zeitgenössischen Tanz dient. Die Umnutzung des Turms und seine Sanierung werden derzeit kritisch debattiert, inzwischen liegt ein Abbruchantrag vor. Verliert Mannheim Stück für Stück seinen berühmtesten Sakralbau? Zeit zum Innehalten. Erinnern wir uns an seine Geschichte und seinen außerordentlichen Denkmalwert.

Melanie Mertens

Im Zentrum Mannheims, in den engen Quadraten der barocken Planstadt, verbirgt sich einer der wichtigsten Sakralbauten der deutschen Nachkriegsmoderne. Die historische Blockrandbebauung öffnet sich auf einen dreiseitig freigestellten Platz und gibt den Blick frei auf einen sechseckigen Betonkörper mit flach geneigtem Satteldach und einen schlanken hohen Campanile, die durch ein leicht erhöhtes Plateau miteinander verbunden sind (Abb. 2). Das konstruktive Gerüst, ein Stützen- und Bindersystem aus Stahlbeton, rhythmisiert in Gestalt schlanker Pfeiler die Fassaden. Die

Zwischenräume sind mit Betonglas ausgefacht, dessen schwarz glänzende, gewebeartige Glaseinsprengsel das strenge Raster der Formsteine beleben. Über eine dreigeteilte tiefe Nische führen drei Eingänge ins Innere der Kirche. Für einen kurzen Moment ins Dunkel der Empore getaucht, erreicht der Besucher nach wenigen Schritten einen streng durchgliederten und überraschend durchlichteten Raum (Abb. 1). Wie außen treten die senkrecht und quer aufgespannten Stützen und Dachbinder ordnend in Erscheinung. Die zunächst zur Mitte ausweichenden und dann auf die Ost-



1 Innenraum der Trinitatiskirche 2015 vor der Umnutzung zum EinTanzHaus.

2 Trinitatiskirche mit Vorplatz und Turm kurz nach Vollendung 1959.



wand zufluchtenden Außenwände erzeugen eine leichte Zentrierung des einstigen Gottesdienstraums. Die zwischen Wandabschluss und Dachkante umlaufende Lichtfuge vermittelt den Eindruck, als würden die großen und schweren Dachkassetten über dem Raum schweben. Die im Außenbau so filigran und miniaturhaft erscheinenden Dickglasstücke entfalten innen im Gegenlicht mit Blau-, Rot-, Gelb- und auch Grüntönen eine unerwartet kraftvolle, expressive Wirkung. Die äußerlich glatten Formsteine geben sich nun als tiefe Kassetten zu erkennen, deren Laibungen als Reflektionsfläche des in Farbe getauchten Lichts fungieren (Abb. s. Cover).

Baugeschichte

Die lange, bereits 1945 beginnende Planungs- und Baugeschichte der Trinitatiskirche ist von intensiven Debatten, Brüchen und Entwicklungsprozessen geprägt. 1956 standen sich die Entwürfe zweier Architekten gegenüber, wie sie unterschiedlicher kaum sein konnten. Auf der einen Seite der

traditionsverbundene Entwurf von Christian Schrade, Architekt der berühmten Christuskirche in der Mannheimer Oststadt, der sich sowohl städtebaulich als auch stilistisch am barocken Vorgängerbau des 18. Jahrhunderts orientierte. Auf der anderen Seite der umstürzend moderne Entwurf von Helmut Striffler (1927–2015), ein schlichter Betonkasten mit sichtbarem Bindersystem und einem freistehenden, wahnwitzig hohen Turm (55 m), der sich als kompromissloses Ausrufezeichen in die Straßenflucht schob. Zu allem Überfluss das Erstlingswerk eines jungen Architekten, der zuvor „nur“ als Mitarbeiter von Egon Eiermann aufgetreten war. Befürworter und Gegner standen sich in heftigen Diskussionen gegenüber. Ermutigt von Dekan Heinrich Schmidt, der von der Notwendigkeit eines Neuanfangs im Kirchenbau nach 1945 überzeugt war, und dem positiven Gutachten von Regierungsbaudirektor Horst Linde entschied sich die Evangelische Gesamtkirchengemeinde Mannheim schließlich für den Entwurf Strifflers. Am 30. September 1956 wurde der Grundstein gelegt, exakt 250 Jahre nach der Zere-

monie des barocken Vorgängerbaus. 1957 war der Rohbau vollendet. Ab Juni 1958 erfolgte der Einbau der Betonglassteine. Am 1. März 1959 fand die Einweihung statt.

Vorbild Eiermann?

Bei dem Gehäuse orientierte sich Striffler an der Matthäuskirche in Pforzheim (1952–1956) von Egon Eiermann, mit der er als Bauleiter bestens vertraut war: ein archaischer Hauskasten mit flach geneigtem Satteldach (Abb. 3; 4). Durch Verzicht auf die überkragende Traufe und auf die Eckplatzierung der Pfeiler abstrahierte er jedoch das tektonische Grundmuster des „Hauses“ zugunsten einer umgürteten Schatulle. Mit Blick auf die liturgische Funktion des Baus wählte der engagierte Protestant Striffler anstelle des etwas starren Rechteckkubus ein mittig ausgestelltes Trapez. Auch das Prinzip der diaphanen Wand war in Pforzheim vor geprägt: die Belichtung des Raums nicht mittels Fenster, sondern durch eine weitreichende Perforation der Außenwände. Ein grundsätzlicher Unterschied liegt in der Plastizität der Wandauffassung. Während Eiermann eine einschalige Wand aus gleich geformten Lochsteinen zu einem regelmäßigen Gitter hochmauerte, verwendete Striffler tiefe Kassetten, teils geschlossene Hohlkuben, teils offene Gefache mit einer dünnen Rückwand aus Betonglas. Da sich die Betonglasrücken zu einem großen Bildkontinuum zusammenfügen, erzeugen sie den Eindruck einer zweiten Schicht hinter der konstruktiven Raumschale der aufgestapelten Kassetten.

Neue Glaskonzepte

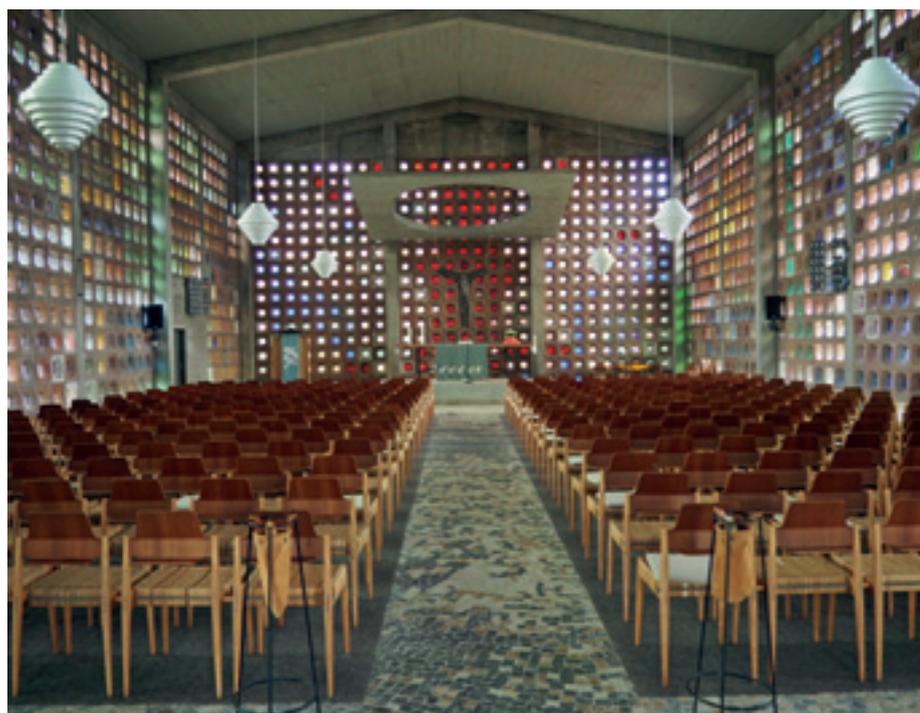
Damit einher ging ein völlig anderes Konzept der Verglasung, genauer: in der Verwendung des innovativen Baustoffes Dickglas. In Pforzheim wurden die von Theo Baumann bei Lamberts in Waldsassen passend hergestellten Dickglasscheiben letztlich auf klassische Weise mit Fensterkitt in die Lochsteine eingesetzt. Striffler stand hingegen die in Frankreich verwendete Betonglastechnik vor Augen, bei der mit dem Spitzhammer zerschlagene oder geschnittene Dickglasstücke zu einem Bild angeordnet, gegebenenfalls mit Metallarmierungen versehen und mit Beton ausgegossen werden (Abb. 5). Das Dickglas oder Dallglas (frz. *dalle de verre*) geht dabei mit dem Beton eine synthetische Verbindung ein. Eine entscheidende Rolle spielten die berühmten Fenster von Sacré Coeur in Audincourt (1949–1951) von Jean Bazaine und Fernand Léger (Glaswerkstatt Jean Barillet) und die erste Adaption dieser Technik auf deutschem Boden in St. Mauritius in Saarbrücken (1953–1956) von Boris Kleint (Architektur Albert Dietz und Bernhard

Grothe). Busexkursionen mit dem Bauausschuss des Kirchengemeinderats nach Chartres, Paris, Ronchamp, Audincourt und Saarbrücken zerstreuten die Zweifel an der innovativen Technik in der Gemeinde.

Für die Gestaltung der Betonglaswände wurde 1957 zu einem Wettbewerb eingeladen. Die Namen der aufgeforderten Künstler spiegeln das hohe Anspruchsniveau wider und fächern das breite Spektrum zwischen Bewährtem und Neuem auf: Altmeister der expressionistischen Künstlergruppe Brücke wie Karl Schmidt-Rottluff und Erich Heckel, französische Spezialisten wie Gabriel Loire (Chartres) und Jean Barillet (Paris) sowie regional bekannte Künstler wie Harry McLean (Heidelberg) und Emil Kiess (Trossingen). Die Entscheidung fiel

3 Turm und Schiff der evangelischen Matthäuskirche in Pforzheim, 2011.

4 Innenraum 2011.



zugunsten von Kiess und Loire aus, erneut ein Votum für die Moderne. Dass nicht eine deutsche Firma (wie etwa Derix in Rottweil) den Auftrag erhielt, sondern ein Franzose, stieß manchem sauer auf. Die überragende Qualität, die brillanten Farbwirkungen und die konkurrenzlose Erfahrung des international renommierten Loire konnte allerdings niemand wegdiskutieren, zumal es sich um eine bis dahin nicht dagewesene Fläche von circa 820 qm handelte. Kiess konnte seinerseits auf das eindrucksvolle Fensterband in Betonglastechnik von St. Petrus in Tübingen-Lustnau von 1956 verweisen, das augenscheinlich sowohl künstlerisch als auch technisch auf Audincourt Bezug nahm. Die Entwürfe der Arbeitsgemeinschaft Kiess und Loire sahen große zusammenhängende Bildflächen vor, abstrakte Muster, die einem gewebten farbigen Teppich ähneln. In diesen eingewirkt sind christliche Symbole, die zentrale Glaubensinhalte der evangelischen Lehre transportieren. In der Ostwand, der Altarwand, verweisen ein dreieckiges Auge, ein Fisch und eine Taube auf die göttliche Trinität, der das Kirchengebäude gewidmet ist. Nur hier wird das intensive Ultraviolett eingesetzt. Die Nordwand thematisiert die sieben Schöpfungstage. Die Südwand zeigt die Sakramente Taufe und Eucharistie, Geburt, Tod und Auferstehung Jesu, die Westwand oberhalb der Empore das Christusmonogramm und die Tore Jerusalems.

5 Mit Drähten armierte Dickglasstücke für das Ausgießen mit Beton, 1958 in der Glaswerkstatt Gabriel Loire, Chartres.

6 Schalungsbeton der Eingangswand unter der Empore, 1959.

Einfluss von Le Corbusier

Dem umhüllenden Glasteppich zum Innenraum vorgelegt ist die Kassettenstruktur der Wand. Die tiefen Laibungen der offenen Kassetten reflektieren das farbig einfallende Licht und vertiefen die Farbwirkung des Raumes. Die geschlossenen Hohlkuben weisen wie die großen Deckenplatten

kleine rechteckige Öffnungen auf, die den Nachhall in der Kirche regulieren. Vor allem die offenen Gefache erinnern an Fassadengestaltungen von Le Corbusier, der sie als tief verschattende Strukturgitter oder *brise-soleil* (Sonnenbrecher) funktional und ästhetisch nutzte. Vergleichbar sind auch die umlaufende Lichtfuge (Ronchamp!) und die auf Lücke gestellten Betonscheiben der Eingangswand, deren rau geschalte Flächen Striffler wie Le Corbusier im Streiflicht darbietet (Abb. 6). Dies und die umfassende Kassettierung des Raums vermitteln ein neues Materialbewusstsein, das Eiermanns perforierte Wabenwände trotz der gemeinsamen Baustoffe Dickglas und Beton nicht verkörpern: die plastische Präsenz von Beton. Einen besonderen Ausdruck findet sie in der Empore, die als sorgfältig in Brettschalung gegossene, an den Kanten abgerundete Loge in den Raum ragt. Ihre plastische Anmutung und die äußerst sorgfältig gestalteten Oberflächen weisen auf Strifflers weiteres Schaffen voraus. Noch im Jahr der Vollendung der Trinitatiskirche 1959 begann er mit der Konzeption der kleinen Blumenaukirche in Mannheim-Sandhofen, die gänzlich aus gegossenem Ort beton besteht.

Frei und doch gebunden: der Kirchturm

Seit Mitte der 1950er Jahre wurde es üblich, den Kirchturm als Campanile frei aufzustellen. Von erheblichem Einfluss waren die Leitideen des modernen Städtebaus, die der Kompaktheit der historischen Städte den offenen, licht- und luftdurchlässigen Raum entgegensetzten und Frei- sowie Grünflächen einen neuen Stellenwert zuerkannten. Die barocken Quadrate der Mannheimer Innenstadt waren in besonderem Maße von der Enge der lückenlosen Blockrandbebauung geprägt. Auch die Vorgängerkirche des 18. Jahr-



hunderts füllte die Straßenflucht und bot der Gemeinde nur einen kleinen Hof zur Versammlung vor oder nach dem Gottesdienst. Schrader Planungen gingen selbstverständlich von der historischen Konstellation aus. Striffers Konzept war auch aus dieser Warte ein Befreiungsschlag. Er stellte den polygonalen Baukörper allseitig frei in eine Grünfläche, nur dem Ausgang legte er einen rechteckigen, leicht erhöhten Platz vor. Den Turm platzierte er seitlich abgerückt, sodass er fast in der Straßenflucht stand. Mit diesem Kunstgriff erreichte Striffler eine starke Wahrnehmbarkeit im Straßenbild (Abb. 7). Die ungewöhnliche Höhe von 55 m war der hohen und dichten Bebauung der Innenstadt geschuldet. Neben der weithin sichtbaren Verortung eines Gemeinschaftsbaus ging es um den deutlichen Ausweis der Sakralfunktion des Ensembles.

Der äußerst schlanke, sechs Geschosse zählende Stahlbetonbau (s. Abb. 2) erhebt sich über quadratischem Grundriss und schließt mit einer Attika flach ab. Eine kupferverkleidete Diagonalaussteifung trägt das bekrönende Kreuz. Eine Reihung kleiner Waschbetonkassetten mit quadratischen Glasfüllungen für die Belichtung des innen liegenden Treppenaufgangs kennzeichnet die ersten vier Geschosse. Das doppelte Glockengeschoss zeigt einen Stahlbetonrahmen, der mit hochformatigen Schalkassetten aus Waschbeton und Waschbetonplatten gleichen Zuschnitts ausgefacht ist. Auf die Struktur der rauen Betonoberflächen durch geschossweise wechselnde vertikale bzw. horizontale Schalungsbretter legte Striffler großen Wert, so mahnte die Legende der Ausführungspläne Grün & Bilfinger, dass „für die Schalungsmaße [...] der Plan des Architekten zu beachten“ sei.

Ein kaum bekanntes Faszinosum ist die im Turm verdichtete Polarität von Geschichte und Neube-



7 Kirchturm in der Straßenflucht, um 1960.

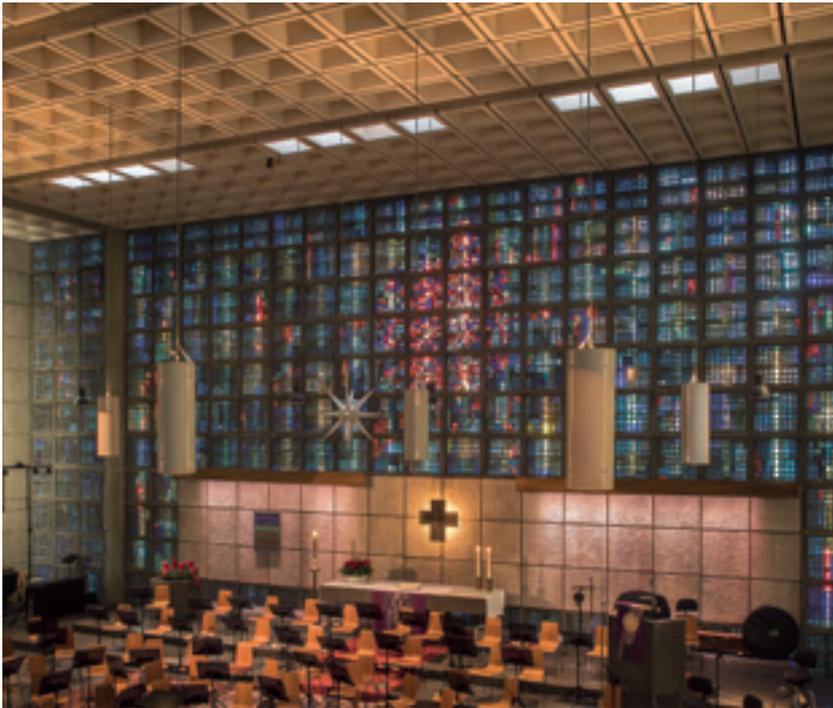
ginn. Bei der Sicherung des Baugrunds 1956 stieß man auf die Gruft der Pfalzgrafen Johann und Johann Karl Ludwig von Pfalz-Zweibrücken, die letzten lutherischen Mitglieder des Wittelsbacher Fürstenhauses, die 1780 und 1789 im Vorgängerbau beigesetzt worden waren. Ihre Überreste wurden in einem strengen, feierlichen Raum im Untergeschoss des neuen Turms in zwei Zinksärgen neu beigesetzt (Abb. 8), ein Brückenschlag über die Jahrhunderte hinweg.

Bedeutung und Nachfolge

Alles, was den Entwurf der Trinitatiskirche ausmachte, wurde von ihren Kritikern abgelehnt. Ein Glashaus könne keine Kirche sein, ihre Gestalt lasse die einem Gotteshaus angemessene Repräsentation vermissen, überhaupt sei die Kirche zu niedrig und zu einfach, „ein Schafstall“, der „sich in einem Vorort sicherlich gut machen würde“ (Schrade, zitiert nach Wagner). Das vollendete Bauwerk hingegen überzeugte, so spiegeln nicht nur die Urteile der Zeitgenossen die Begeisterung für Strifflers Meilenstein wider, auch die weitere Entwicklung des Kirchenbaus verweist auf den richtungsweisenden Einfluss der Mannheimer Kirche. Die überregionale Zeitschrift „Kunst und Kirche“ begleitete schon ihre Planung mit mehreren Beiträgen (H. 1/1957, H. 4/1958, H. 4/1959). Deutsche, niederländische und französische Bauzeitschriften berichteten von ihrer Fertigstellung. Den Ritterschlag erfuhr die Kirche 1964 durch die Aufnahme in Kidder-Smiths Überblickswerk „Neuer Kirchenbau in Europa“. Der Kirchenfachmann Hugo Schnell bescheinigte ihr 1973 eine größere

8 Die Fürstengruft im Untergeschoss des Turms.





9 Innenraum der katholischen Kirche Maria Königin in Tuttlingen, 2018.

10 Chorwand der evangelischen Epiphaniaskirche in Mannheim-Feudenheim, 2018.

Ausdrucksfähigkeit und liturgische Qualität als ihrer Vorgängerin von Eiermann. Seit den 1990er Jahren ist die Trinitatiskirche fester Bestandteil jeder modernen Kirchenbaugeschichte Deutschlands (Kahle 1990, Jean Stock 2002). Die jüngere Kunstgeschichte feiert sie „als international bewunderte Inkunabel eines bald boomenden brutalistischen Kirchenbaus“ (von Buttler 2012/2017), eine Einordnung, die sich vor allem auf Strifflers Materialverständnis bezieht.

Die Einweihung und das Bekanntwerden von Trinitatis nahm auf mehrere Kirchenprojekte im Land unmittelbaren Einfluss. Die Architekten Franz Gottschlich und Max Schraube hatten 1958 den Wettbewerb zum Neubau der katholischen Kirche Maria Königin in Tuttlingen für sich entschieden. Zwischen Wettbewerb und Baugenehmigung 1960 kam es zu einer wesentlichen Planänderung, die auf die Mannheimer Trinitatiskirche zurückzuführen ist. Der zuvor geschlossene Betonkubus erhielt eine weitreichende Betonverglasung nach den Entwürfen von Emil Kiess und Gabriel Loire, die sich eng an dem Mannheimer Vorbild orientierte und

zu einer überwältigenden Raumwirkung führte (Abb. 9). Auch die neue Turmgestaltung, zuvor eine offene Bügelstruktur, nun schlank, geschlossen und im oberen Drittel mit Schallkassetten versehen, spiegelt die Rezeption wider. Vergleichbar sind die Vorgänge an der evangelischen Epiphaniaskirche in Mannheim-Feudenheim. Die Wettbewerbssieger Albrecht Lange und Hans Mitzlaff hatten das Gemeindehaus schon 1956/57 realisiert; in die aus wirtschaftlichen Gründen erzwungene Interimszeit fiel die Vollendung von Trinitatis. Der nun folgende Planwechsel sah die Verglasung der Chorwand mit Betonglaskassetten in Chartreuer Blau vor (Abb. 10); beauftragt wurde erneut Emil Kiess, diesmal in Zusammenarbeit mit Wilhelm Derix (Rottweil), der seinen Erfahrungsrückstand gegenüber Loire mittlerweile aufgeholt hatte. Und noch für ein weiteres Bauwerk war die Trinitatiskirche von Bedeutung, so profitierte Egon Eiermann von Striffler durch die persönliche Vermittlung von Gabriel Loire für die Verglasung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin und von den Erfahrungen, die sein einstiger Schüler mit dem Mannheimer Bauwerk gemacht hatte.

1994 wurde der überregionalen und vielschichtigen Bedeutung der Trinitatiskirche auch formal entsprochen, indem das Bauwerk durch das Landesamt für Denkmalpflege als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung gemäß § 12 Denkmalschutzgesetz in das Denkmalsbuch von Baden-Württemberg aufgenommen wurde. An der Erhaltung von Turm und Kirche besteht aus künstlerischen, wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen ein gesteigertes öffentliches Interesse.

Literatur

Melanie Mertens: Kirchenbau der Nachkriegsmoderne, in: Gotteszelt und Großskulptur (Arbeitsheft 38), Esslingen am Neckar 2019, S. 27–157.

Eva Seemann: Moderne Kirchen braucht die Stadt. Die Sakralbauten Helmut Strifflers in Mannheim, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1/2018, S. 44–49.

Adrian von Buttler: Brutalismus in Deutschland, in: Brutalismus. Beiträge des internationalen Symposiums in Berlin 2012, Zürich 2017, S. 63–75.

Chris Gerbing: Leuchtende Wände in Beton, Regensburg 2013.

Sandra Wagner: Die Trinitatiskirche von Helmut Striffler in Mannheim. Ein Kirchenbau der 50er Jahre im Spannungsfeld von Tradition und Innovation. Magisterarbeit, Universität Heidelberg 1997.

Dr. Melanie Mertens

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszentrum Karlsruhe

Ortstermin



Früher stemmte man hier Getreidesäcke, heute Gewichte Die Umnutzung des Raiffeisenkornspeichers in Bühl (Landkreis Rastatt)

Der 1953 nach Plänen des Bühler Architekten Erich Großmann errichtete Kornspeicher der Raiffeisen-genossenschaft lässt seine ursprüngliche Zweckbestimmung schon von außen erkennen. An der Nord- und Westseite prägen ein umlaufendes Vordach und eine Rampe den schlichten Funktionsbau. Der zweigeschossige Massivbau mit Satteldach über hohem Kellergeschoss hat mit 35 m Länge und 15 m Breite beachtliche Maße. Einen Hinweis auf die Lagerung großer Getreidemengen gibt auch heute noch der Innenraum. Zwei Stützenreihen teilen alle drei Ebenen in drei Zonen, deren Grundflächen so in quadratische Module gegliedert werden. Die Stahlkonstruktion trägt eine Holzbalkendecke. Im Zentrum der Halle befindet sich der bauzeitliche Lastenaufzug (Abb. 1), daneben die über zwei Geschosse reichende originale Abfüllanlage für Getreidesäcke sowie eine Güter- bzw. Sackrutsche. Die alte Waage und die Verteilerspindel im Dachspitz sind ebenfalls noch vorhanden (Abb. 2).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es im Deutschen Reich und in Württemberg zur Gründung zahlreicher bäuerlicher Genossenschaften. In Baden waren ab den 1930er Jahren viele Bauern

in der Zentralgenossenschaft eGmbH Karlsruhe organisiert, zu der in den 1950er Jahren auch Bühl gehörte. Spätestens in der Nachkriegszeit setzte in der Landwirtschaft ein Strukturwandel ein, der durch eine Technisierungswelle zunehmend an Fahrt gewann. Einzelne Lagerhäuser und kleine Verarbeitungsbetriebe wurden unwirtschaftlich. Durch neue Erntemethoden und -maschinen konnten größere Mengen in kürzerer Zeit geerntet werden. Ohne Lastwagen, Förderbänder und Lagermöglichkeiten in großen Silos und Hallen ging bald nichts mehr. So wurde auch in Bühl ein Kornspeicher als Zwischenlager zum Weiterverkauf errichtet und mit dem nötigen Equipment ausgestattet. 2015 wurde der Kornspeicher in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen, nachdem die Neueigentümer dieses weitab vom historischen Stadtkern liegende Denkmal der Bühler Wirtschaftsgeschichte ins Blickfeld des Landesamtes für Denkmalspflege gerückt und die Überprüfung der Denkmaleigenschaft angestoßen hatten.

Nach dem Erwerb der Lagerhalle hatten die neuen Eigentümer, selbst Architekten, viele Ideen für eine neue Nutzung als Oldtimergarage, Biosupermarkt oder Eventfläche. 2016 trat die Stadt Bühl mit dem



1 Am stillgelegten Lastenaufzug kann heute der Durst gestillt werden.

Wunsch an die Eigentümer heran, in der Halle eine Anschlussunterbringung für Flüchtlinge einzurichten. Die dafür notwendigen Zimmereinbauten hätten jedoch das offene Hallenkonzept, das den historischen Charakter des Innenraums prägt, stark beeinträchtigt. Durch den Verlust des Raumeindrucks und der Ausstattungstücke wäre die Aussage des Denkmals verunklärt und letztlich die Denkmaleigenschaft aufgehoben worden.

Schlussendlich wurde von dieser Idee doch wieder Abstand genommen und ein anderes Nutzungskonzept entwickelt, das 2019 seinen Abschluss fand. Mit der Umnutzung zu einem Fitnessstudio in den Hauptgeschossen und einer separat nutzbaren Büroeinheit im Untergeschoss kam wieder Leben in die alte Halle.

Das offene Raumkonzept des Speicherbaus kam der neuen Nutzung optimal entgegen. Das Erdgeschoss und Obergeschoss wurden für den Trai-



2 Die alte Waage, wenn auch nicht mehr funktionstüchtig, schmückt den Eingangsbereich.

ningsbereich instandgesetzt. In diesen Etagen waren somit nur wenige Einbauten notwendig und die alten Ausstattungselemente wie die hölzerne Abfüllanlage, eine Sackrutsche, der Lastenaufzug samt Elektrik, die historische Waage und beinahe alle Treppen konnten an Ort und Stelle belassen werden. Sie wurden behutsam aufgearbeitet und sind nun dekorative Zeugnisse der Vergangenheit im neuen Raum.

Das Dachgeschoss blieb von einer Nutzung ausgenommen. Die größten Veränderungen hat das Kellergeschoss erfahren. Hier sind Sanitär- und Umkleieräume untergebracht, die notwendige Haustechnik installiert sowie die Büroeinheit eingerichtet. Gebäudehülle und Tragwerk im Inneren wurden instandgesetzt und die Metalloberflächen der Ausstattung gereinigt und geölt. Das Tragwerk bekam einen einheitlich grauen Anstrich, so ergibt sich ein spannender Kontrast zu den hölzernen Deckenbalken, Bodendielen und Treppenläufen. Die bauzeitlichen Holztreppen wurden aufgearbeitet und die Trittplächen mit Stahlkanten versehen, um den Anforderungen der Nutzung gerecht zu werden und die Oberflächen vor Beschädigung zu schützen.

Auch das äußere Erscheinungsbild ist von tiefgreifenden Veränderungen verschont geblieben. Die originalen Metallfenster, deren Gläser während des langen Leerstands sinnloser Zerstörungswut zum Opfer gefallen waren, konnten erhalten und mit energetisch hochwertige Glasscheiben ertüchtigt werden. Die bauzeitliche Vordachkonstruktion wurden ebenfalls mit neuen Glaselementen versehen. Dank eines durchdachten Wege- und Nutzungskonzepts konnte auf eine Umwehrgung der Rampe als Absturzicherung verzichtet werden.

Nach Abschluss der Umbauten wird deutlich, welche ein Glücksfall die Nutzung als Fitnessstudio für diesen Denkmaltyp ist. Die prägenden Gebäudestrukturen und Ausstattungstücke konnten erhalten werden, beleben nun den neuen Raum und verströmen historischen Industriecharme.

In Baden-Württemberg sind nur wenige Objekte solcher Integrität erhalten. Das Gebäude hat auch nach der Umnutzung seine gute Überlieferung der ursprünglichen Baugestalt und technischen Ausstattung beibehalten können. So kann der Kornspeicher weiterhin exemplarisch als bau-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliches Dokument der Genossenschaftsidee dastehen.

Durch die gelungene Umnutzung bleibt er auch in Zukunft ein Beispiel der Wirtschaftsgeschichte in Bühl und Baden.

Tina Frühauf
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsz Karlsruhe

Denkmalporträt



„Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird das Leben gewonnen sein!“ Der Gedenkstein des Ulanenregiments an der Ludwigsburger Friedenskirche

Die Militärgeschichte Ludwigsburgs reicht bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Bereits vor der Stadtgründung 1718 befanden sich hier militärische Truppen. Ab 1807 war in der Stadt unter anderem ein Ulanenregiment, mit Lanzen bewaffnete Reiter, stationiert. Die Anwesenheit des Militärs prägte den Alltag der Stadt. Der Einfluss der Truppen auf die Stadtentwicklung ist bis heute vor allem im sich südlich des Residenzschlosses befindenden Kasernenviertel ablesbar. Den westlichen Abschluss dieses Gebiets bildet die 1901 bis 1903 an der Stuttgarter Straße gebaute Garnisonskirche, heute Friedenskirche. Erst 1994 endete die Militärgeschichte Ludwigsburgs mit dem Abzug der letzten Truppen.

Kirchen und Friedhöfe waren als Orte des Gedenkens für gefallene Soldaten üblich. Während in den meisten Fällen den gefallenen Gemeindemitgliedern im Allgemeinen gedacht wurde, widmete man an der Ludwigsburger Kirche als religiösem

Zentrum der Garnison den Gefallenen des Ulanenregiments König Wilhelm I./2. Württ. No. 20 Gedenktafeln an den Kirchenwänden und einen 1926 in prominenter Lage aufgestellten Gedenkstein. Durch den Standort des Denkmals unmittelbar vor dem repräsentativ gestalteten westlichen Portal, welches die Eingänge zur königlichen Hof- und Generalitätsloge umfasste, wurde die Erinnerung an die im Krieg Gefallenen den Kirchgängern bei jedem Besuch vor Augen gehalten. Der Platz diente zudem an Regimentstagen als Versammlungsplatz (Abb. 1). Dies zeigt den Stellenwert der Gefallenenehrung und somit auch des Denkmals für die Regimentsangehörigen auf.

Das quaderförmige Denkmal aus grauweißem Sandstein auf breitem Sockel und rechteckiger Bodenplatte stellt eine gängige Gestaltungsform von Gefallenendenkmälern dar. Die heute vorhandene Blechbedachung sowie die eiserne Einfriedung wurden nachträglich angebracht. Der Stein weist

an drei Seiten Inschriften auf, die die einzelnen Namen der Gefallenen und die Schlachten des Regiments auflisten, des Weiteren gemeißelte Symbole wie Eiserne Kreuze, Lorbeerzweige, die Württembergischen Hirschstangen, Lanzen mit Fahnen, die traditionelle Waffe der Ulanen, sowie den Namenszug des Regiments. Die Westseite hingegen zeigt ein Relief von zwei bei Sonnenaufgang in den Kampf reitenden Jünglingen, darunter ein Zitat Friedrich Schillers aus dem kriegsverehrenden Drama „Wallensteins Lager“: „Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird das Leben gewonnen sein!“ Dieser Abschnitt des sogenannten Reiterliedes dient in dem Stück zur Ermutigung der Soldaten. Neben dieser inhaltlichen Vorlage war für die bildliche Ausarbeitung des Reiterreliefs eine Szene des Westfrieses vom Parthenon das Vorbild. Dieses, wohl unter Leitung des Bildhauers Phidias entstandene Relief zeigt an der entsprechenden Stelle Reiter der Prozession des Panathenäischen Festivals. Die Heroisierung der am Ludwigsburger Gedenkstein Geehrten wird durch den Rückgriff auf ein klassisches Motiv in Verbindung mit einem Zitat aus der Zeit der Weimarer Klassik verstärkt. Schöpfer des Denkmals war der Künstler Erwin Dauner (1894–1980). Der Bildhauer studierte bei Josef Zeitler, welcher vor allem durch die Gestaltung des Hans-im-Glück-Brunnens am Stuttgarter Geißplatz bekannt wurde. Das Werk Dauners, der selbst als Soldat im Ersten Weltkrieg diente, besteht im Wesentlichen aus Gefallenendenkmälern und anderen Skulpturen mit politischem Hintergrund in der Zwischenkriegszeit und während des Dritten Reichs. Bekannt ist auch sein Friedrichshafener Gefallenendenkmal für die Opfer des Zweiten Weltkriegs.

1 Regimentstag des Ulanenregiments No. 20 auf dem Karlsplatz, 30. Mai 1954.

Angesichts der großen Anzahl an Toten und der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg wurden Erklärungsmodelle gesucht, den Tod zu rechtfertigen. Daher verdeutlichte Dauner sowohl mit dem Zitat als auch in der Darstellung am Ludwigsburger Gedenkstein die Opferbereitschaft der Gefallenen. Im Relief der beiden reitenden Jünglinge sollten Wagemut und Reitergeist zum Ausdruck kommen. Bewusst setzte Dauner soldatische Merkmale nur zurückhaltend ein, in Form von Helmen. Stattdessen wurden die Dargestellten nach antiken heroischen Vorbildern gezeigt. Die Namensnennung der gefallenen Regimentsmitglieder sollte zudem deren individuelle Erinnerung wachhalten und verdeutlichte als Teil von unzähligen Denkmälern dieser Art den großen nationalen Verlust.

Literatur

Folkhard Cremer: Versuche einer Sinngebung des Sinnlosen. Gefallenendenkmäler der Zwischenkriegszeit, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 46/4, 2017, S. 288–293.

Wolfgang Läßle: Schwäbisches Potsdam. Die Garnison Ludwigsburg von den Anfängen bis zur Auflösung, Ludwigsburg 2009.

Renato Ribeiro

Amelie Schwarzer

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

Dienstszitz Esslingen



Mitteilungen

Pfähle Mauern + Kakteen

Ausstellung der Landesdenkmalpflege auf der Landesgartenschau in Überlingen:
30. April bis 17. Oktober 2021
Gewölbekeller des ehemaligen Amtsgefängnisses
in Überlingen, Turmgasse 7
Rundweg, Nr. 52, Eingang vom Stadtgraben

Die Landesgartenschau in Überlingen konnte im vergangenen Jahr aufgrund der Pandemie leider nicht stattfinden. Mit einem umfassenden Hygienekonzept geht sie in diesem Jahr an den Start. Seit 2016 ist das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart mit seinen auf die Themen der Gartenschauen abgestimmten Dauerausstellungen ein fester Bestandteil der allseits beliebten Landes- und Bundesgartenschauen. Mit 682 000 Besuchern auf der Landesgartenschau 2016 in Öhringen und 1,19 Millionen Gästen auf der Bundesgartenschau 2019 in Heilbronn sind sie ein großer Erfolg. 2021 präsentiert das Landesamt für Denkmalpflege auf der Landesgartenschau in Überlingen die Dauerausstellung „Pfähle Mauern + Kakteen“. Vom 30. April bis zum 17. Oktober 2021 lädt sie täglich von 9 bis 19 Uhr in eine coole Location ein. In der Ausstellung werden drei Themen, die mit dem Bodensee und dem Landesgartenschau Gelände in unmittelbarem Zusammenhang stehen, vorgestellt:

- Pfähle: Bereits vor 6000 Jahren siedelten am Bodensee Menschen. Archäologische Funde und Befunde lassen Rückschlüsse auf ein Leben zu, das von Neuerungen geprägt war. Wie haben die Menschen gelebt? Wie lange ist das her?und woher wissen wir das?-und was hat es mit der UNESCO-Welterbe-Auszeichnung auf sich?
- Mauern: Die Stadtbefestigung Überlingens ist eine der beeindruckendsten in Süddeutschland. Allein die Stadtbefestigung stellt eine Meisterleistung dar. Wie ist sie entstanden? Wie hat sich die Umwehrung im Laufe der Jahrhunderte verändert? Welche Funktion hat sie heute? Vor welche Herausforderungen stellt sie uns?
- Kakteen: Gärten gab es schon in der mittelalterlichen Stadt. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte ein Ausbau von Grünanlagen entlang des Bodenseeufer. Zum Teil waren sie mit exotischen Pflanzen ausgestattet. Wozu dienten die Gärten? Was war der Anlass?

Begeben Sie sich mit uns auf Spurensuche!
Die Gefängnisratten Knacki und Knasti leiten auch Kinder durch die Ausstellung und helfen ihnen, alles besser zu verstehen.



Darüber hinaus wird das Landesamt für Denkmalpflege beim Treffpunkt Baden-Württemberg im Überlinger Pflanzenhaus drei weitere Ausstellungen zeigen.

27. Mai bis 6. Juni: Präsentation des UNESCO-Welterbes „Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen“. Das Landesamt für Denkmalpflege bietet am 28. 5., 30. 5. und 1. 6. 2021 ein familienfreundliches Rahmenprogramm zur Unterwasserarchäologie, Dendrochronologie und Archäobotanik an.

9. bis 20. Juni: „Denkmalpflege und erneuerbare Energien“ sowie „Barrierearmes Kulturdenkmal“. Am 10. und 11. Juni finden zu diesen beiden Ausstellungen mehrmals täglich Führungen statt.

Aufgrund der Pandemiesituation kann es zu Änderungen kommen. Ferner gelten besondere Zugangsvoraussetzungen. Bitte informieren Sie sich tagesaktuell unter:

www.ueberlingen2020.de
Weitere Informationen unter:
www.denkmalpflege-bw.de/service/veranstaltungen
www.bwgruen.de/projekte/treffpunkt-baden-wuerttemberg/

VDL-Stellungnahme zur geplanten europäischen Renovierungswelle der EU

Die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VDL) hat sich anlässlich der Vorlage der Mitteilung „Eine Renovierungswelle für Europa – umweltfreundlichere Gebäude, mehr Arbeitsplätze und bessere Lebensbedingungen“ durch die Europäische Kommission am 14. Oktober 2020 mit der angekündigten Renovierungswelle für Europa und den dafür vorge-

Turmgasse 7: Eingang in die Dauerausstellung des Landesamtes für Denkmalpflege „Pfähle, Mauern & Kakteen“.



Logo Überlingen Landesgartenschau

Durch die Ergänzung eines einfachverglasten Fensters zum Kastenfenster mittels eines isolierverglasten Innenfensters lässt sich die Energieeffizienz eines Denkmals verbessern, ohne das Erscheinungsbild zu beeinträchtigen.



schlagenen Mindestvorgaben für die Gesamtenergieeffizienz auseinandergesetzt.

Sie hat Sorge, dass in dieser Debatte das baukulturelle Erbe nicht ausreichend berücksichtigt wird. Daher hat sie sich mit einer Stellungnahme an die Kultusministerkonferenz des Bundes, das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat sowie das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie sowie alle obersten Denkmalbehörden gewandt, sich aktiv dafür einzusetzen, dass das europäische Kulturerbe von den von der Kommission verfolgten Maßnahmen ausgenommen bleibt bzw. dass Genehmigungsvorbehalte der zuständigen Denkmalbehörden ausdrücklich formuliert werden.

Ziel der von der EU-Kommission verfolgten Renovierungswelle ist, die aktuelle Sanierungsquote von Wohn- und Nichtwohngebäuden in den nächsten Jahren deutlich zu erhöhen und bis 2030 die Energieeffizienz von bis zu 35 Millionen Gebäudeeinheiten signifikant zu verbessern. Zu diesem Zweck will die Kommission unter anderem vorschlagen, schrittweise verbindliche Mindestvorgaben für die Gesamtenergieeffizienz bestehender Gebäude einzuführen und die Verpflichtung zur Vorlage von Ausweisen über die Gesamtenergieeffizienz zu verschärfen. Aus Sicht der VDL fehlt in der Initiative allerdings ein ausreichender Hinweis auf die Bedeutung und Relevanz von Kulturerbe oder Denkmalschutz. Äußerst kritisch ist zudem, dass der methodische Ansatz der Renovierungswelle ausschließlich auf die betriebliche Energieeffizienz zielt und auf die Gebäudehülle als Betrachtungshorizont fokussiert. Notwendig wäre hingegen die Berücksichtigung der Gesamtenergiebilanz, da Einsparungen und Reduktion von CO₂-Ausstoß bereits maßgeblich über die Vermeidung des Ressourcenverbrauchs, also durch die Berücksichtigung der grauen Energie, erreicht werden können: Denkmäler sind eine natürliche Ressource mit einer ausgezeichneten Bilanz im Verbrauch von grauer Energie.

Mit der vorgelegten Planung konterkariert die Kommission zudem das immer wieder von den In-

stitutionen der Europäischen Union abgegebene Bekenntnis zur Berücksichtigung des kulturellen Erbes in allen Bereich der europäischen Politik. Insbesondere über Qualitätsvorgaben soll gewährleistet werden, dass EU-Investitionen den Wert des Kulturerbes nicht schädigen oder mindern. Vielmehr soll eine hohe Qualität für die gesamte gebaute Umwelt, einschließlich des Kulturerbes für jede raumwirksame Tätigkeit zwingend sein. Diese Qualitätsanforderung muss gleichberechtigt neben ökonomischen oder technischen Interessen stehen.

Der Schwäbische Heimatbund unterstützt den Appell der Landesdenkmalpfleger, das Baukulturerbe Europas nicht zu vernachlässigen!

Hier geht es zur Stellungnahme:

https://www.vdl-denkmalpflege.de/fileadmin/dateien/Veranstaltungen/Stellungnahme_VDL_Renovation_Wave_12.1.2021_Stellungnahme.pdf

Neuerscheinungen

Kleindenkmale Baden-Württemberg 20 Jahre Erfassen und Dokumentieren im Ehrenamt

Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 43, Ostfildern 2021
284 Seiten mit 430 meist farbigen Abb.,
ISBN 978-3-7995-1396-8, 28 Euro

Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag.

Keine Kulturlandschaft ohne Kleindenkmale. Seit 2001 werden diese vielgestaltigen Objekte in Baden-Württemberg von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erfasst. Den Anstoß zu dem Projekt, das heute fest in der Landesdenkmalpflege verankert ist, gaben die großen Heimatvereine. Zum 20-jährigen Jubiläum spannt sich in diesem Band der Bogen von der Genese des erfolgreichen Projekts über die Frage des Denkmalwerts der Objekte und die Möglichkeiten zu ihrer Restaurierung bis zu neuen technischen Methoden der Kleindenkmalerfassung. Auch die Kleindenkmale selbst kommen nicht zu kurz: Inner- und außerorts, in religiösem Kontext, im Zusammenhang mit Wirtschaft und Verkehr oder entlang historischer Grenzen sowie als Erinnerungsorte an Ereignisse in schwierigen Zeiten prägen sie unsere Kulturlandschaft in bemerkenswerter Weise. In reich bebilderten Beiträgen erzählen zahlreiche Autorinnen und Autoren von Gruhen, Grenzsteinen und Wegweisern, Bildstöcken, Wegkreuzen und vielem mehr. Ein Blick in die einzigartige Welt der Kleindenkmale in Baden-Württemberg.



Konstanz, Obere Augustinergasse. Ein Hinterhofquartier und sein historisch-bauhistorisches Umfeld

Hg. v. Ralph Röber, mit Beiträgen von Dorothee Ade, Hildegard Bibby, Jori Fesser, Frank Löbbbecke, Frank Mienhardt, Andrea Nölke, Ralf-Jürgen Prillhoff, Ralph Röber, Edith Schmidt, Wolf-Rüdiger Teeßen, Marquita Volken und Serge Volken
Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 18, Wiesbaden 2020
374 Seiten, 223 Abb., 88 Tab., 42 Taf., 4 Beilagen.
ISBN 978-3-95490-479-2, 75 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder Dr. Ludwig Reichert Verlag

Die Konstanzer Altstadt ist mit ihrer historischen Bausubstanz und ihren hervorragend erhaltenen archäologischen Überresten seit den 1980er-Jahren einer der Schwerpunkte der archäologischen Denkmalpflege des Landes Baden-Württemberg. Im Hinterhofbereich der wichtigsten Nord-Süd-Verbindung in der Stadt, der Hussenstraße, wurden 1986–1987 großflächige Ausgrabungen durchgeführt. Nach der Aufsiedlung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts hatte sich hier bis ins 14. Jahrhundert ein sozial gehobenes Quartier entwickelt. Die Auswertung der archäologischen Untersuchungen erfolgte in einem interdisziplinären Ansatz, ausgehend von der städtebaulichen und historischen Einbettung des Quartiers und der Auswertung der Befunde über die Vorlage des Fundmaterials aus Leder, Glas, Keramik und Metall bis hin zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen der Tierknochen und Überreste von Insekten, die unter anderem Rückschlüsse auf die Ernährung der Bewohner und die hygienischen Verhältnisse erlauben.

Archäologie des Mithraskultes. Architektur und Kultpraxis am Beispiel der Tempel von Güglingen, Kreis Heilbronn

Ines Siemers-Klenner
Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 16, Wiesbaden 2020
452 Seiten, 288 Abb., 42 Tab., 54 Taf. und 10 Pläne,
1 Beilage, ISBN 978-3-95490-445-7, 69 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder Dr. Ludwig Reichert Verlag

In Güglingen im Zabergäu wurden 1999 und 2002 zwei römische Mithrastempel entdeckt und ausgegraben. Im vorliegenden Band werden diese bedeutenden Befunde, die schon während der Ausgrabungen großes Interesse in der Fachwelt wie auch der Öffentlichkeit fanden, dokumentiert und umfassend ausgewertet. Der erste Tempel

war aus Stein errichtet und fast seiner gesamten Ausstattung beraubt. Das zweite, kleinere Mithräum dagegen bewahrte unter dem eingestürzten Ziegeldach große Teile des Inventars. In dem Fachwerkbau blieben in bisher einmaliger Form Steindenkmäler, Tempelgeschirr, persönlicher Besitz der Gläubigen, verschiedenste Weihgaben und liturgische Geräte erhalten. Die einmalige archäologische Überlieferung ermöglichte nicht nur die Rekonstruktion der Baugeschichte beider Tempel, sondern erlaubte erstmals einen tiefen Einblick in die bisher unbekannte liturgische Praxis des Mithraskultes. So legen die Funde und Befunde etwa nahe, dass in den Tempeln Szenen aus der Mithraslegende unter Einsatz von besonderen Lichteffekten nachgestellt wurden. Die Funde aus Mithräum II belegen den schon lange vermuteten praktischen Vollzug der aus Schriftquellen bekannten Initiationen in Form von Mutproben bzw. symbolischen Todeserfahrungen. Der Fachwerkbau von Güglingen ist zudem der älteste Nachweis des eigenständigen Tempeltyps „Mithräum“ aus der Zeit um 115/125 n. Chr. und verleiht damit der Frage nach der Ausbreitung dieses Kultes neue Dynamik.

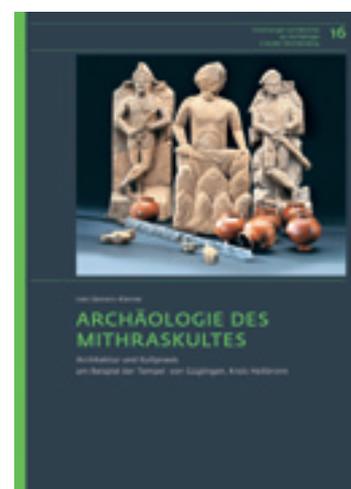
Personalia

Dr. Simon Trixl

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 Zentrale Dienste und Denkmalforschung
Arbeitsstelle Osteologie Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Tel. 0 75 31/9 96 99 54
Simon.Trixl@rps.bwl.de

Seit März ist Dr. Simon Trixl Referent für Archäozoologie an der Arbeitsstelle Osteologie in Konstanz.

Nach dem Studium der Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie, Archäozoologie und Provinzialrömische Archäologie in München und Kiel von 2008 bis 2013 schlug Herr Trixl mit seiner Dissertation über die Entwicklung der späteisenzeitlich-frühromischen Viehwirtschaft in der Provinz Rätien endgültig den Weg der Osteoarchäologie ein. Auf seine 2017 fertiggestellte Doktorarbeit folgte eine archäozoologische Forschungstätigkeit im Rahmen zahlreicher Drittmittelprojekte an den Universitäten von München und Bonn sowie an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Der regionale Fokus lag dabei vor allem auf Mitteleuropa und insbesondere dem Alpenraum, darüber hi-





Dr. Simon Trixl

naus aber auch auf Nordafrika und der Mongolei. Zeitlich decken Herrn Trixls Faunenanalysen einen Rahmen vom Meso- und Neolithikum über die Metallzeiten bis in die Kaiserzeit und das Mittelalter ab. Einer intensiven Zusammenarbeit mit der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München (SAPM) verdankt er zudem Erfahrungen in der Verwaltung und Erweiterung osteologischer Sammlungen.

Zu Herrn Trixls zentralen Forschungsinteressen zählen die Subsistenzstrategien vormoderner Gesellschaften und die Frage, wie sich solche Wirtschaftsstrukturen unter dem Eindruck kulturhistorischer und ökologischer Umbrüche veränderten. Ein großes Anliegen ist ihm dabei die intensive Verknüpfung archäozoologischer Ergebnisse mit dem archäologischen Kontext und den Resultaten weiterer Archäobiowissenschaften wie beispielsweise Paläobotanik, Isotopen- und altDNA-Forschung.

Ludger Lohmann

Ehrenamtlicher Beauftragter der Bau- und Kunstdenkmalspflege

Mit Prof. Dr. Ludger Lohmann konnte die Bau- und Kunstdenkmalspflege 2020 einen neuen ehrenamtlichen Beauftragten gewinnen. Ludger Lohmann ist unter den Orgelsachverständigen Baden-Württembergs ein vertrauter Name, hat er doch seit 1983 die Professur für Orgelmusik an der Musikhochschule Stuttgart innegehabt. Neben seinem großen künstlerischen Können als Musiker ist er auch ein ausgewiesener Kenner historischer Orgeln.

Ludger Lohmann hat an der Musikhochschule und Universität Köln Schul- und Kirchenmusik, Musik-

wissenschaft, Philosophie und Geografie studiert. Seine Lehrer waren Wolfgang Stockmeier (Orgel) und Hugo Ruf (Cembalo). Weitere Orgelstudien führten ihn zu Anton Heiller nach Wien und Marie-Claire Alain nach Paris. Bei mehreren internationalen Orgelwettbewerben erhielt er Preise, unter anderem beim ARD-Wettbewerb München 1979 und beim Grand Prix de Chartres 1982. 1981 erschien seine vielbeachtete musikwissenschaftliche Dissertation „Artikulation auf den Tasteninstrumenten im 16.–18. Jahrhundert“, inzwischen ein Standardwerk für Interpreten. Seit einigen Jahren liegt sein Forschungsinteresse im Bereich der romantischen Orgelmusik.

Von 1979 bis 1984 unterrichtete Ludger Lohmann Orgel an der Musikhochschule Köln, von 1983 bis 2020 lebte und arbeitete er in Stuttgart als Professor an der Musikhochschule. Auch im Ruhestand wird er als Musiker und Lehrer weiterhin gefragt und aktiv sein.

Seit über 30 Jahren ist er als Orgelsachverständiger für die Diözese Rottenburg-Stuttgart tätig. Er war außerdem Berater bei mehreren Orgelneubau- bzw. Restaurationsprojekten im In- und Ausland (zum Beispiel Musikverein Wien, Philharmonie Łódź, Konservatorium Moskau, Universität Tel Aviv, Presbyterian College Seoul).

Für die Aufgabe als ehrenamtlicher Beauftragter für Orgeln in der Denkmalspflege ist der international gefragte Musiker und langjähriger Orgelsachverständiger bestens aufgestellt und betritt damit trotzdem ein für ihn neues Feld, dem er sich aufgrund seines großen Interesses an historischen Instrumenten gerne widmet. Für das Landesamt für Denkmalspflege bedeutet dieses Engagement in Fragen der Wertigkeit von Orgeln und ihrer Instandsetzung eine große Unterstützung.



Prof. Dr. Ludger Lohmann

Abbildungsnachweis

U1, U2 Oliver Mezger, Heidelberg; S77 Ferdinando Iannone; S78–S82, S141o/u, S144u RPS-LAD, BH; S83o gemeinfrei; S83u RPS-LAD, Martina Goerlich, 2020; S84o, S87ol, S88r RPS-LAD, IGM, 2021; S84u Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer, 1984, Ortsarchiv LAD Tübingen; S85o Dr. Stefan Uhl 2013, Dokumentationsarchiv LAD, Tübingen; S85ul, S86l RPS-LAD, Ulrike Plate, 2020; S85ur Corinna Wagner, 2014; S86r, S87or Ulrich Gräf, SHB, 2020; S87u Bernd Langner, SHB 2020; S88l Gerhard Kabierske, LVBH 2020; S89o, S90ur, S98o/u, S99, S144o RPS-LAD, FP; S89ul Archiv Barbara Langston, Crailsheim; S89ur, S90ul/um RPS-LAD Judith Breuer; S90ol Stefan Uhl; S91, S92u Rolf Klärle, Bad Mergentheim; S92o Bernd Langner, Pliezhausen; S93 Ulrich Gräf, Freudental; S94o, S95o/u Matthias Woll; S94u Bianka Hinsberger; S96o, S97ol RPS LAD, Constanze Hüther; S96u Stadt Nürtingen; S97u/or Georg Matzka; S100o, S103o Christoph Morrissey; S100u–101u, S102u, S104ol–S105o Dieter Müller; S102o RPS-LAD/ Foto: Otto Braasch, L7324-010-01_232-07; S103u RPS-LAD, Dienstsitz Tübingen; S105u Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg (www.lgl-bw.de) vom 29.11.2001, Az.: 2851.3-A/218; S106, S108(alle), S109u Roland Bugge; S107 Marion Vöhringer, LAD. Geobasisdaten: Landesamt

für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg (www.lgl-bw.de), Az.: 2851.9-1/19 (2018); S109o Esther Huber, ALM; S109m RPS-LAD, Margot Solter; S110 RPS-LAD, Sebastian Million; S111o Ausschnitt aus HStA Stgt, N1 Nr. 2 A 150 Bü 14, widergegeben in Bull-Reichenmiller, Margareta. Britten, beschrieben und gerissen. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, 1996, Abb. 5; S111u Landentwicklung Baden-Württemberg (www.lgl-bw.de); S113o, S117o, S118(alle), S119u Lutz Dietrich Herbst; S113u RPS-LAD, Andreas Haasis-Berner; S114o/u–S116, S117u Werner Konold; S120u, S121m/u, S122u, S123u, S124o, S125 RPS-LAD, Annkatrin Benz; S120o, S121o Markus Pantle; S122ol Nicolas Bax; S122or Landesarchiv Baden-Württemberg Hauptstaatsarchiv Stuttgart (N3 Nr. 1/8; S123o Stadtarchiv Großbottwar, WIN05; 124u Katja Baumgärtner; S124o Markus Pantele; S126, S127o, S129u, S130ol/or Terramare, Joachim Königer; S127u, S128o, S131 RPS-LAD, Paul Scherrer; S128u RPS-LAD, Franziska Steffensen; S129o RPS-LAD, Paul Scherrer / Grafik: Terramare, Joachim Königer; S130u RPS-LAD, Monika Erne; S132o, S136ul Ulrich Zeller, Konstanz; S132u Rufus46, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=44014178>; S133o Julian Herzog, CC-BY 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=42991888>; S133u P. Frankenstein,

H. Zwietasch, Landesmuseum Württemberg; S134 Gebr. Metz, Tübingen, gemeinfrei; S135o Landesmedienzentrum Baden-Württemberg; S135ul Ulrich Zeller, Konstanz; S135ur aus: Restaurierung und Katalogisierung des Herbariums Leiner in Konstanz, Karlsruhe 2004, Taf. 4b; S136o RPS-LAD, Dieter Büchner; S136u Ulrich Gresser, Bad Wurzach; S137o RPS-LAD, S137u, S138 Joachim Feist, Pliezhausen; S139o/u, S143u Thomas Ott, Mühlthal; S140, S142r Robert Häusser – Striffler + Striffler Architekten Mannheim; S142l Gabriel Loire, Chartres; S143o Robert Häusser, Mannheim; S145/146o zwiarchitekten PartGmbH und Braun Architekten; S146u RPS-LAD, Tina Frühauf; S147 Andreas Dubsloff; S148 Stadtarchiv Ludwigsburg, Regimentstreffen, Ulanenregiment Nr. 20, 1954. Fotograf unbekannt; S150o–152u RPS-LAD; S149o RPS-LAD Beata Hertlein; S149u Landegartenschau GmbH.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalspflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Lahr, Café „Süßes Löchle“, S. 78*
- ② *Biberach, Salzstadel, S. 83*
- ③ *Bad Mergentheim, spätmittelalterliches Gebäude Ochsen-gasse 13, S. 89*
- ④ *Langenbrettach, Gebäude Kirchstraße 5, S. 94*
- ⑤ *Kupferzell, Gebäude Kirchstraße 18, S. 94*
- ⑥ *Nürtingen, Haus Strohstraße 15, S. 94*
- ⑦ *Bad Herrenalb, Haus Gernbacher Straße 41, S. 94*
- ⑧ *Schorndorf-Oberberken, neuzeitlicher Bohlenweg, S. 106*
- ⑨ *Grobbottwar, Wunnenstein, S. 120*
- ⑩ *Überlingen-Osthafen, neolithisches Dorf, S. 126*
- ⑪ *Mannheim, Trinitatiskirche, S. 139*
- ⑫ *Bühl, Raiffeisenkornspeicher, S. 145*
- ⑬ *Ludwigsburg, Gedenkstein des Ulanen-Regiments, S. 147*

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. umseitig.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 79 82

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Wirtschaft,
Arbeit und Wohnungsbau
Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 0
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@wm.bwl.de

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 102311, 70019 Stuttgart
ISSN 0342-0027

2/2021 50. Jahrgang

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- www.denkmalpflege-bw.de
- per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse (Stichwort Öffentlichkeitsarbeit)

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

 **Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.**

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

